

Zürcher Journalistenpreis 08

Rainer Stadler

Preis für das Gesamtwerk

Constantin Seibt

Der Swissair-Prozess

Anja Jardine

Die Kinder von 5010

Daniel Ryser

Die Schönheit, die Poesie

Der Zürcher Journalisten- preis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) vor 27 Jahren ins Leben gerufen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben. Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen über 150 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden. Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Sponsoren. Bewusst verzichtet die Stiftung auf einen Hauptsponsor, um die Unabhängigkeit des Journalistenpreises auch in dieser Hinsicht zu gewährleisten. Die feierliche Preisverleihung, zu der zahlreiche Persönlichkeiten aus Medien, Politik und Wirtschaft eingeladen werden, wird mit dem Beitrag finanziert, den der ZPV der Stiftung aus dem Erlös des Schweizer Medienball & Zürcher Presseball zuspricht.

Preisträger 2008

Rainer Stadler

Preis für das Gesamtwerk 6

Kategorie Zeitung

Constantin Seibt

Der Swissair-Prozess 12

Kategorie Zeitschrift

Anja Jardine

Die Kinder von 5010 20

Kategorie Nachwuchs

Daniel Ryser

Die Schönheit, die Poesie 28

Grussadresse des Stiftungsratspräsidenten

Sehr geehrte Damen und Herren

Es ist das ständige Bestreben des Stiftungsrats, sowohl das Renommee als auch den Bekanntheitsgrad des Zürcher Journalistenpreises zu steigern. Unsere neue Broschüre trägt dazu auf zwei Arten bei: Zum einen widerspiegelt das gediegene Äussere den Wert der Institution. Zum andern erlaubt es die neue Form, die Broschüre der Ballzeitung des Schweizer Medienballs beizulegen, dessen Gewinn zum Teil auch unserer Stiftung zukommt.

Um dem Stiftungszweck – der Qualitäts- und Nachwuchsförderung im Journalismus – deutlicher Nachachtung zu verschaffen und, soweit überhaupt möglich, die unterschiedlichen Bedingungen des Tages- und des Magazin-Journalismus zu berücksichtigen, wurden die Preise auf die Verleihung 2008 hin neu strukturiert und in den vier Kategorien Zeitung, Zeitschrift, Nachwuchs und Gesamtwerk ausgeschrieben. Auf den ersten Blick könnte der Wegfall des Sonderpreises «Alltag/Kleine Form» zu Bedauern Anlass geben. Solches wäre aber unbegründet. Kürzere, aus der Woche oder aus dem Tag entstandene Beiträge können nach wie vor ausgezeichnet werden, sofern sie von herausragender Qualität sind.

Gastreferent an der diesjährigen Verleihung im Zürcher Bernhard-Theater ist der Chefredaktor der hoch angesehenen und sehr erfolgreichen Hamburger Wochenzeitung «Die Zeit», Giovanni di Lorenzo; er begründet, weshalb er an die «Holzmedien» glaubt. Den erheiternden Schlusspunkt setzt Fabian Unteregger, ein aufgestiegener Stern am Schweizer Comedian-Himmel.

Im Namen der Stiftung Zürcher Journalistenpreis danke ich Ihnen für Ihr Interesse und für Ihre Unterstützung.

Dr. Christoph Born
Rechtsanwalt
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Weiter im Stiftungsrat

.....
Dr. Esther Girsberger
freie Journalistin/Publizistin

.....
Manuela Nyffenegger
Neue Zürcher Zeitung

.....
David Strohm
NZZ am Sonntag

.....
Geschäftsführung

.....
Monika Menne

.....
Jury

.....
Fredy Gsteiger (Präsident)
Radio DRS

.....
Andrea Masüger
Die Südostschweiz

.....
Marco Meier
Radio DRS

.....
Susanne Mühlemann
SonntagsBlick

.....
Margrit Sprecher
Publizistin



Fredy Gsteiger wurde 1962 in Bern geboren. Schon als 19-jähriger Gymnasiast liess er sich mit dem Journalismus ein, der ihn seither nicht mehr losliess. Während des Studiums der Wirtschaftswissenschaften

in St. Gallen und später der Politikwissenschaft in Lyon und im kanadischen Québec arbeitete Gsteiger als Werkstudent für den Berner «Bund» und für das «St. Galler Tagblatt», in dessen Auslandredaktion er später eintrat. Nach einer Hospitanz bei der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» wechselte er nach Hamburg. Dort war er zuerst viereinhalb Jahre lang für die Nahostberichterstattung zuständig, danach ging er als Korrespondent nach Paris. 1997 übernahm Fredy Gsteiger die Chefredaktion der «Weltwoche» in Zürich, 2002 wechselte er vom Zeitungs- zum Radiojournalismus und wurde Produzent des «Echo der Zeit» von Schweizer Radio DRS. Seit drei Jahren kümmert er sich als dessen diplomatischer Korrespondent um Themen der internationalen Aussen- und Sicherheitspolitik. Gsteiger ist Vorstandsmitglied des International Press Institute IPI und seit 2005 Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises.



Geboren 1957 in Chur. Andrea Masüger absolvierte die Schulen und eine Lehre als Fotograf in Chur. 1977 trat er als Praktikant in die Redaktion der «Bündner Zeitung» ein. Von 1979 bis

1987 arbeitete er als Bundeshausredaktor für die «Bündner Zeitung» in Bern, dabei war er auch für Schweizer Radio DRS, die «Berner Zeitung» und andere Medien tätig. 1987 wurde er stellvertretender Chefredaktor, 1992 dann Chefredaktor der «Bündner Zeitung». Heute ist Masüger Chefredaktor der «Südostschweiz» und Delegierter des Verwaltungsrates der Südostschweiz Presse und Print AG sowie Stellvertreter des Verlegers. Er ist zudem Stiftungsratsmitglied des Schweizerischen Presserates. Zu seinen Hobbys zählen Fotografieren und Wein.

Marco Meier



Marco Meier, geboren 1953 im luzernischen Sursee, studierte Philosophie und Theologie an der Universität Fribourg. Er war von 1980 bis 1984 Redaktor bei der «Weltwoche» und – nach einer längeren Studienreise durch die USA und Lateinamerika – von 1985 bis 1987 Redaktor bei der Zeitschrift «Magma». 1988 bis 1995 war Meier stellvertretender Chefredaktor der Zeitschrift «du» unter Dieter Bachmann, danach bis 1998 Direktor des Medienbildungszentrums (MAZ) in Luzern. Als Chefredaktor kehrte er zum «du» zurück, das er bis Ende 2002 leitete. Von 2003 bis 2008 war Marco Meier Redaktionsleiter der «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Seit März 2008 ist er Programmleiter von Schweizer Radio DRS 2. Marco Meier wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern in Luzern.

Susanne Mühlemann



Susanne Mühlemann (39) ist im Kanton Thurgau am Untersee aufgewachsen. Nach der Matura und dem Studium der Staatswissenschaften an der Hochschule St. Gallen stieg sie als Wirtschaftsredaktorin bei der «Bilanz» ein. Es folgten Stationen als Wirtschafts- und Medienredaktorin beim «Tages-Anzeiger» und beim «SonntagsBlick». Bei beiden Blättern betreute sie die eigens aufgebauten Medienseiten. 2003 wechselte Mühlemann als Ressortleiterin Wirtschaft und Medien zur «Aargauer Zeitung»/«Mittelland Zeitung». Sie kehrte als stellvertretende Chefredaktorin zum «SonntagsBlick» zurück, wo sie heute als Autorin für Wirtschaft und Politik wirkt.

Margrit Sprecher



Margrit Sprecher wurde in Chur geboren und studierte in München und Wien Zeitungs- und Theaterwissenschaft. Bis 1999 leitete sie das Ressort Leben heute bei der «Weltwoche»; seither arbeitet sie als Reporterin für Zeitschriften im In- und Ausland sowie als Buchautorin. Zu ihren Werken gehören unter anderem: «Leben und Sterben im Todestrakt» (Haffmanns Verlag); «Ungebetene Besuche», Reportagen und Porträts (Suhrkamp Verlag); «Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben – die Kunst der grossen Reportage» (Picus Verlag); «Die Mitte des Volkes – Expeditionen in die Welt der SVP» (Edition Patrick Frey). Im Herbst 2008 wird im NZZ-Verlag ihr Buch über DRS 2 erscheinen: «Das andere Radio».

Margrit Sprecher erhielt etliche Preise, darunter den Hamburger Kisch-Preis (1992), den Zürcher Journalistenpreis für ihr Gesamtwerk (2003) und den Bündner Literaturpreis (2008). Margrit Sprecher lebt in Zürich und Graubünden.

Der Zürcher Journalistenpreis 2008

wird

Rainer Stadler

für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 22. Mai 2008

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Margot Meier



Susanne Mühleemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Laudatio für das
Gesamtwerk von Rainer Stadler

Rainer Stadler

Rainer Stadler, am 1. Juli 1958 in St. Gallen geboren, studierte von 1978 bis 1986 an der Universität Zürich Philosophie sowie französische Literatur und Sprache. In dieser Zeit kurvt er auch als Express-Kurier der guten alten Post auf einem gelben Velo durch Zürich – sozusagen sein erster Job im Nachrichtengeschäft. Sein Studium schloss er mit der Lizentiatsarbeit über Theodor W. Adornos ästhetische Theorie ab. Das gewählte Thema ist ein Hinweis darauf, dass der nachmalige Medienredaktor sich bereits als Philosophiestudent mit Fragen der Bewusstseinsindustrie beschäftigt hat. Eine zentrale Rolle spielte in der Studienzeit die Musik. 1981 begann Rainer Stadler seine Ausbildung am Kontrabass bei Peter Frei, besuchte von 1982 bis 1983 in Paris eine Jazzschule und spielte in verschiedenen Formationen.

Während einige seiner Kollegen eine Laufbahn als Profi-Musiker wählten, entschied sich Rainer Stadler für die schreibende Zunft. Nach einer zweijährigen Tätigkeit in einem Pressebüro stiess er 1989 als Medienredaktor zur NZZ. Zur kritischen Begleitung von Medien und Medienpolitik kommen unter anderem ein Lehrauftrag an der Universität Luzern und die Mitgliedschaft im Stiftungsrat des Schweizer Presserats. Seit fünf Jahren spielt «ras.» bei der Zürcher North Big Band Kontrabass. Er gibt den Takt mit an und bewahrt die Übersicht, wenn die Solisten an den Bühnenrand drängen. Zu Medien und Musik hat sich in letzter Zeit eine weitere Herausforderung gesellt: das Segeln. Das anvisierte Ziel liegt jenseits des Zürichsees. So stecken drei M einen weiten Kosmos ab: Medien, Musik, Meer. Was will man mehr?

«Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen» – wir alle kennen das Sprichwort. Und wir Journalisten neigen stets dazu, uns daran zu erinnern, sobald es um die kritische Berichterstattung über unsere eigene Branche geht.

Aber vielleicht muss man, gerade im Interesse dieser Branche, bisweilen mit Steinen werfen, auch wenn der Glasschaden absehbar ist. Unsere Branche hat das nötig. Medienberichterstattung darf sich, anders als sie das heute allzu oft tut, nicht auf Fernsehfilmbesprechungen und Artikel über Neubesetzungen von Stellen oder auf Klatsch in Redaktionen reduzieren.

Gewiss erwartet niemand, die kritische Betrachtung über Radio 24 ausgerechnet im «Tages-Anzeiger» zu lesen. Der «Blick» wird kaum die «Schweizer Illustrierte» hinterfragen. Und wenn wir schon dabei sind, die harte Auseinandersetzung über das Schweizer Fernsehen findet naturgemäss nicht auf Schweizer Radio DRS statt. All das wäre ja auch nicht wirklich glaubwürdig.

Aber wir können nicht einerseits behaupten und davon überzeugt sein, dass journalistisches Tun so überaus wichtig ist für die Demokratie, und andererseits gerade dieses Tun so wenig beleuchten, kritisieren und in Frage stellen. Und: War es wirklich klug, mancherorts die vor einigen Jahren eingerichteten Medienseiten wieder abzuschaffen mit der Erklärung, Medienschichten, auch kritische, fänden sich ja nun in allen Teilen der Zeitung? Genau das stimmt eben nicht – oder nur in Ausnahmefällen. Ein solcher Ausnahmefall hierzulande hat einen Namen: Rainer Stadler. Dank ihm findet in der «Neuen Zürcher Zeitung» kritische Medienberichterstattung noch immer statt. Konsequenz

und kompetent nimmt sich Stadler dieser Themen an, hartnäckig, unermüdlich – und, aber das ist natürlich bloss eine Vermutung, vielleicht gar nicht immer zur Freude aller im eigenen Haus.

Denn als kritischer Medienjournalist macht man sich notgedrungen Feinde, manchmal auch in den Büros nebenan oder einen Stock höher oder tiefer bei einem anderen zum gleichen Medienkonzern gehörenden Produkt. Wer Auswüchse und Missstände im Journalismus und im Mediengeschäft aufgreift und anprangert, meint bisweilen zwangsläufig die eigenen Kolleginnen und Kollegen.

Aber das muss so sein – oder korrekter: es sollte so sein. Rainer Stadler sorgt dafür, dass es in der NZZ so ist. Dafür gebührt ihm der Zürcher Journalistenpreis – nicht für einen einzelnen Artikel, sondern für sein gesamtes Wirken.

Fredy Gsteiger

NZZ 23.11.07

FC-Thun-Berichterstattung als Dokument geistiger Verwahrlosung

ras. Schnell weiterblättern oder den Fernsehkanal wechseln – persönlich scheint das meist die vernünftigste Lösung, wenn man nicht im Sumpf, den Journalisten gerade anlegen, verenden will. Es gibt allerdings medienökologische Gründe, nicht einfach ständig wegzuschauen, wenn die Öffentlichkeit wieder einmal durch amoklaufende Journalisten misshandelt wird.

Flächendeckend

Eine weitere bedenkliche mediale Umweltverschmutzung ist zurzeit zu beobachten. Flächendeckend, selbst auf Frontseiten der Tageszeitungen und Gratisblätter, von SF-öffentlich bis Tele-Züri-privat, sieht man sich konfrontiert mit grossen alarmistischen Berichten über vermutliche sexuelle Vergehen im Umfeld des FC Thun. Eine Woche lang dauert schon die publizistische Attacke, denen die Objekte der Berichterstattung praktisch hilflos ausgesetzt sind. Es ist auch die Stunde von Psychologen und sonstiger unerheblicher Experten, die öffentlich sorgenvoll die Stirne runzeln dürfen.

Unbestritten gibt es gemäss Gesetz ein sexuelles Schutzalter. Das ist zu beachten. Wer nur über ein bisschen Lebenserfahrung verfügt, weiss allerdings, dass in der Praxis alles etwas komplexer ist. Trotz Megapräsenz der Sexualität, trotz umfassenden Aufklärungsangeboten auf allen Medienplattformen bleibt die persönliche Aneignung des Sexuellen schwierig. Jeder muss seinen eigenen Weg finden. Von einem jungen Erwachsenen diesbezüglich bereits Souveränität zu erwarten, wäre viel verlangt.

Wenn also ein 20-Jähriger mit einer gemäss Schweizer Gesetz Minderjährigen sexuellen Kontakt hat, heisst das etwas völlig anderes, als wenn dies beispielsweise ein 40-Jähriger tut. Übertrieben ist es, von vorneherein einen Sexskandal auszurufen. Man kann sich überdies ernsthaft fragen, wo die Schutzaltersgrenze zu ziehen ist. Kommt hinzu, dass es bis jetzt bloss Vermutungen darüber gibt, was in Thun tatsächlich vorgefallen ist. Wenn es um Sex geht, wird meist viel behauptet und phantasiert.

Solche Fragen scheren diverse Journalisten nicht. Verhältnismässigkeit scheint ihnen ein Fremdwort. Der blosse Verdacht reicht für grosse Schlagzeilen. Am weitesten trieben es der «Blick» und «20 Minuten». Schon vor einer Woche stellte der «Blick» drei junge FC-Thun-Spieler mit Bild und (Vor-)Namen bloss. Die Erwähnung, es gelte die Unschuldsvermutung, erweist sich als durchsichtiges Feigenblatt. Am Mittwoch benannte «20 Minuten» auf der Titelseite drei Spieler, die nicht auf der vom FC Thun publizierten «Unschuldsliste» stehen und damit «hoch verdächtig» sind. Der Verweis auf die Unschuldsvermutung wirkt auch in diesem Fall scheinheilig. Es handelt sich übrigens um 19-, 20- beziehungsweise 22-jährige Männer. Kein vernünftiger publizistischer Grund besteht, diese Leute öffentlich zu identifizieren. Gratisblätter galten bisher als politisch und publizistisch keusch. Steuert nun «20 Minuten» auf die Schmutzdecke zu? Eine Folge verschärfter Konkurrenz?

Kein Grund für namentliche Nennungen

Anstoss für die erneute Identifizierung von Verdächtigten war sicherlich die Unschuldsliste des FC Thun, dessen Kommunikationschef übrigens früher für den «Blick» gearbeitet hatte. Der Thuner Klub verfügte allerdings über keinen grossen Spielraum. Relativierende Worte oder ein Gegenangriff hätten das hoch moralisierte mediale Trommelfeuer nur verschärft und die Weiterführung des sportlichen Normalbetriebs zusätzlich erschwert. In solchen Situationen scheint es bloss noch zwei Möglichkeiten zu geben: sich tot zu stellen oder sich möglichst viel Asche aufs Haupt zu streuen. Man fühlt sich an Schauprozesse in diktatorischen Regimen erinnert. Hoch problematisch bleibt die Thuner Variante: durch eine Unschuldsliste möglichst viele Köpfe aus dem Schlamassel zu retten. Damit werden allenfalls ebenso Unschuldige der Hetzjagd freigegeben.

Was auch immer in Thun vorgefallen ist: Zurzeit scheint ein Medienskandal klarer als ein Sexskandal zu erkennen. Der Berichterstattungslärm dürfte auch dem Thuner Mädchen, das Gesetz und Polizei zu schützen versuchen, kaum gutgetan haben. Zu denken gibt, dass mediale Übergriffe und Überzeichnungen keine Spezialität von Boulevardexperten mehr bleiben, sondern zusehends auf fast allen Kanälen erfolgen. Scheinheiligkeit, Sexangst, Sexbesessenheit und gleichzeitig Prüderie erzeugen eine

seltsame publizistische Mischung, welche die Journalisten in spekulativer Vorwegnahme vermeintlicher Publikumsinteressen für besonders marktfähig halten. Man muss sich um die intellektuelle Verwahrlosung von Chefredaktoren und Journalisten sorgen.

NZZ 15.3.2007 / Herausgegriffen

ras. Millionen Blogger zählt die kommunikationsfreudige Internet-Gemeinde bereits, gestern ist sie um eine prominente Seele reicher geworden: Um 9.19 Uhr placierte Bundesrat Moritz Leuenberger seine erste «Notiz zu Politik und Gesellschaft». Damit dies schnell publik wird, schickte seine Verwaltung die frohe Botschaft um 10.33 Uhr per E-Mail in die Welt hinaus. Und, o blitzschnelles Internet-Wunder, bereits um 10.30 Uhr – genauer: 18 Sekunden nach 10.30 Uhr – hinterliess der erste Leser seinen Senf auf dem magistralen «blueblog». Wie Motten zum Licht strömten sogleich die einschlägigen Kommunikations-täter zum neuen globalschweizerischen Dorfbrunnen: Journalisten, PR-Leute, Politiker – und natürlich Blogger-Kollegen. Wir kommunizieren, also sind wir. Ein paar branchenfremde Laufkunden gesellten sich möglicherweise ebenfalls dazu. Die Begrüssung war freundlich, und der Novize wurde gleich darüber aufgeklärt, dass man sich im Cyberspace Du sage. Endlich intim mit dem obersten Kommunikationschef! Der erste Meckerer meldete sich erst um 12.16 Uhr: «Ist Dir langweilig? Ist das nun die Freizeitbeschäftigung eines Bundesrats?»

Um 12.30 Uhr hatten 31 Brüder und Schwestern ihre E-Kommentare zu Leuenbergers Themenvorgabe – die CO₂-Abgabe – hinterlassen, um 15.30 Uhr konnte man schon 131 verbale Hinterlassenschaften zählen. Angesichts derart riesiger Resonanz könnte manch altgedienter Blogger neidisch werden. In seiner Grussbotschaft fragte sich Leuenberger: «Als Kommunikationsminister interessiert mich, ob sich ein Blog für den Meinungsaustausch eines Bundesrates mit anderen Menschen eignet oder nicht.» Schwer zu sagen. Wenn die Kommentarfut weiterhin im selben Ausmass anschwillt, dürfte es heikel werden. Die Lektüre aller Beiträge sollte jedenfalls bestimmt genügen, um tote Minuten während einer Bundesratssitzung zu überbrücken. Und falls der Input aus der Internet-Gemeinde zu gross wird, wird man in der Verwaltung gewiss einen der zahlreichen Kommunikationsbeauftragten abkommandieren können.

<http://moritzleuenberger.blueblog.ch>

NZZ 16.2.2007

«Grabsch-Vorwürfe» oder: der sexbesessene Journalismus

ras. Der «Kassensturz»-Beitrag über Fragwürdigkeiten der Schönheitschirurgie bewegt auch eine Woche nach der Ausstrahlung noch die Gemüter. Auf der Website des Schweizer Fernsehens findet man über 60 Meinungsbeiträge zum Thema. Ein Schreiber notierte am Mittwoch, die Konsumentensendung mache Boulevard im Stil von «Blick». Ein anderer hatte am Tag zuvor geschrieben, das sei Kopffägerei. Er meinte damit die Art, wie der «Kassensturz» den Arzt Peter Meyer-Fürst unter Einsatz einer versteckten Kamera vorführte.

Viele Kommentatoren konnten sich nicht wie die Fernsehjournalisten darüber aufregen, dass Meyer-Fürst relativ schnell auf den (vorgespielten) Wunsch der eigentlich wohlgeformten jungen Frau einging, den Busen zu vergrössern. Das Prinzip Selbstverantwortung, das auch für Junge gelte, wurde in den Internet-Einträgen hochgehalten. Es meldeten sich ferner ein paar Personen zu Wort, die sich als ehemalige Patienten von Meyer-Fürst bezeichneten; einige lobten das Handwerk von Meyer-Fürst, andere beklagten sich über Fehler.

Am Meinungsspektrum des Publikums fällt allerdings auf, dass sich kaum jemand empörte, weil er fand, Meyer-Fürst habe die Brüste der Frau unnötig oft berührt. Diesen Vorwurf inszenierte der «Kassensturz» indessen sehr laut. Die Redaktion zählte, wie viel Mal der Arzt die Brüste berührte, und zeigte diese «Taten» extensiv. Wer die Welt nicht durch den Hohlspiegel des wieder auflebenden Puritanismus betrachtet, konnte jedoch nichts Skandalträchtiges erkennen.

Falls man die Meinungsbeiträge auf der «Kassensturz»-Website als repräsentativ bezeichnen kann, scheint das Publikum bedeutend vernünftiger zu reagieren, als dies etliche Journalisten tun. In gewissen Redaktionen herrscht offenbar geradezu eine Sex-Manie. Das eigentliche Thema – problematische Schönheitschirurgie – wurde in eine Sexaffäre verdreht.

Beispiele? «Grabsch-Vorwürfe gegen Schönheitschirurgen», titelte der «Blick» am Tag nach der Fernsehsendung. Und «20 Minuten» schrieb: «Zürcher Promi-Schönheitschirurg als Grabscher?» Am Tag darauf fragte der Blick: «Herr Doktor, warum haben Sie ihre Brüste

immer wieder geknetet?». «20 Minuten» wiederum verzichtete an diesem Tag bereits auf das Fragezeichen: «Neues vom Busen-Meyer. Peter Meyer-Fürst, der 70-jährige Schönheitschirurg, der jüngst die Brüste der Miss Argovia durchknetete ...» Und am Samstag berichtete der «Blick»: «Neuer Wirbel. Busen-Opfer gibt entnervt Miss-Titel ab.» Auch die Presseschau des welschen Fernsehens griff das Thema auf und sprach von «Palpage prolongé». «Le Matin» fokussierte den Fall am Samstag ebenfalls auf den «Grabsch-Vorwurf». Der «Sonntags-Blick» weitete schliesslich das Thema noch etwas aus: «Nach Grabsch-Vorwürfen. Schönheitsarzt in der Schuldenfalle». Und gestern fragte «Tele»: «Darf man das?»

Der Mechanismus ist perfid: Fragen und Insinuationen der «Kassensturz»-Redaktion, dick aufgetragen, aber nur vage belegt, werden von den Boulevardkollegen dankbar aufgenommen und weitergedreht. Aus Fragen werden unmerklich Behauptungen. Aber auch schon durch die ständige Repetition der Vorwürfe droht eine Frage zur Tatsache zu gerinnen. Gegen ein solches mediales Sperrfeuer kann sich ein Betroffener auf keine Weise mehr wehren. Die Schönheitschirurgie und gegenüber Kundenwünschen allzu willfähige Ärzte – das ist zweifellos ein Medienthema. Das schwere Geschütz einer versteckten Kamera aufzufahren und Meyer-Fürst ins Rampenlicht zu stellen, war in diesem Fall allerdings unangemessen.

Cevapcici mit Grasbeilage

NZZ 18.6.2004

Dichter und Denker am Fussballfeld

ras. Der Kriegskurs der US-Regierung ist in Europa schlecht bewertet worden. Zivilere Methoden der Konfliktlösung werden bevorzugt. Gerade auch in den Medienkommentaren. Doch scheinen sich die politischen Überzeugungen in den Sprachverarbeitungszentren der journalistischen Werkstätten nicht so richtig durchzusetzen. Im harten alltäglichen Ringen um eine lebendige Berichterstattung mutieren nämlich Politik und andere zivile Tätigkeiten öfters zur blutigen Kampfzone. Es werden schwere Geschütze aufgeföhren, Schrotladungen abgefeuert, auf Spatzen wird geschossen, einer wird zur Schiessscheibe, ein Gesetz erhält Flankenschutz, ohnehin wird viel Pulver verschossen, und manchmal bleibt's beim Rohrkrepiere, oder man schiesst sich gleich ins eigene Bein. In mildereren Fällen lassen die Schreiber das Volk bloss Ohrfeigen austeilen – natürlich den Politikern, nicht den Kindern.

Allerdings muss man deswegen nicht gleich die Psychoanalyse bemühen und den Militärjargon als Indiz für unterdrückte Kriegslust deuten. In der Hitze des Gefechts beziehungsweise im journalistischen Wettlauf gegen die Drucktermine verdampft wohl einfach der Wortschatz. Wenn indessen fussballerische Grossereignisse anstehen, scheint der Schlachtenlärm plötzlich klangreicher und reizvoller zu werden. Die Fabulierlust erwacht, das politisch-korrekte Über-Ich meldet sich ab, das sonst unbedacht Geäusserte wird bewusst gedrechselt. Unter dem Patronat des Fussballs ist der Nationalkrieg wieder salonfähig. Historisch tiefsinnig schreibt die «Weltwoche» gar vom «dreissigjährigen Krieg». Der «Bericht von der Fussballfront» handelt von den Spielen zwischen Deutschland und Holland seit 1974. Als Folterknecht tritt der Verband Schweizer Presse auf, der in einer Werbung für die Vorzüge von Insekraten Nägel und Schrauben in die Beine des englischen Fussballers David Beckham rammt. Selbstquälerisch gibt sich hingegen der «Blick», der vor einer Woche meinte: «Kroaten machen aus uns Cevapcici.» Schlechte Propheten! Bereits in die journalistische Weltliteratur eingegangen ist eine Schlagzeile der «Bild»-Zeitung vor einem WM-Spiel gegen Saudiarabien: «Rudi hau di Saudi!»

Doch die Boulevard-Experten denken einfach zu simpel. Sie sollten einmal die Kollegen der nobleren Presse konsultieren. Denn pünktlich zum grossen Anpfiff kommt vor allem der deutsche Feuilletonist ins Grübeln. Die «Welt» erkennt, dass in «Harry Potter und der Feuerkelch» das Endspiel der Weltmeisterschaft erschöpfend beschrieben wird, und schliesst daraus, dass alles ein bisschen anders ist, als sich Novalis das erträumt hat: «Zahlen und Figuren sind Schlüssel aller Kreaturen. Auch darin liegt die tröstliche Schönheit der europäischen Kultur.» Aha.

Die «Süddeutsche Zeitung» stellt am Dienstag erschrocken fest, dass niemand, der in den Print- und Fernsehmedien herumzappt, so genau weiss, welcher Disziplin der Fussball überhaupt angehört. Und, mit Feuilletonkonformer Ironie: Es zeige sich mittlerweile klar, dass das Wesen des Fussballs in der Weite von Kultur und Mythos verborgen liege. Auf der anschliessenden Wissens-Seite muss ein Religionssoziologe Auskunft geben: «Kann der Rasen heilig sein?» Der Experte weiss tatsächlich Rat: «Fussball und Kirche sind schon seit eh und je eng verbunden.» Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» titelt darum vor einer langen Abhandlung konsequent: «König Tiefsinn regiert den Diskurs.» Und fragt bohrend: «Was wäre eine Mannschaft, die nicht nur, ihren Pässen nach, deutsch ist, sondern deutsche Pässe spielt? Und warum sollte man an einem Sport überhaupt Vergnügen finden, wenn er der Gesellschaft ähnelt?»

Aufs Parkett der Philosophen und Aufklärer wagt sich auch der «Blick». Er stellt die emanzipatorische These auf: «Fussball ohne Frauen ist langweilig.» Was wäre er aber ohne Männer? Mit Ambivalenz und einem gewissen Schaudern blickt dabei die Kommentatorin aufs reale Fussballfeld: «Zidane dagegen, als Frau möchte man ihm nachts nicht allein begegnen, war sehr sexy.» Der «FAZ»-Mann sieht das etwas anders: «Ja, Frankreich, wer zöge den Familienvater Zidane nicht dem von seiner Gattin geschaffenen Amüsierbuben Beckham als Nachbarn vor.» Wer hat nun Recht? Fragen über Fragen. Wir haben leider keine gescheite Antwort und begnügen uns definitiv mit dem Reiz der begriffslosen Anschauung der Fussballübertragung.

Sie sind gefeuert

NZZ 6.5.2005

ras. Die Ringier-Presse rätselt: «Wann vergeht ihr das Lachen?», fragte die «Schweizer Illustrierte» am vergangenen Montag. Eine Woche zuvor schon runzelte der «Blick» die Stirn: «Warum fördert Marquard Ego-Zicke?» Anlass des journalistischen Kopfzerbrechens ist der «Traumjob», das Prestigeobjekt von Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre und Verleger Jürg Marquard, das dem Publikum unterhaltend die Wirtschaftswelt näher bringen soll. Die Fragen der beiden Blätter sind eigentlich schon die Antwort: Mit der «Ego-Zicke» hat SF DRS jene negative Identifikationsfigur kreiert, die zumindest auf dem Boulevard die Sendung im Gespräch hält. Die übrigen Kandidaten dagegen, die vor laufender Kamera dem 200 000-Franken-Job nachrennen, bleiben erschreckend blass. Es sind brave Damen und Herren, welche vor allem mit gestanzten Marketing-Sprüchen auffallen.

Damit steht der Herr über das berufliche Schicksal der Kandidatinnen und Kandidaten vor einem Problem. Wenn Marquard eine zwar unmögliche, aber für Aufregung sorgende Dame im Spiel hält, stärkt er die televisuelle Dramaturgie. Er darf sie aber nicht gewinnen lassen, denn mit einer solchen Chefin geriete wohl sein Medienbetrieb ausser Kontrolle. Vielleicht würde sie gar seine Selbstinszenierungen verdunkeln.

Aber eignet sich überhaupt einer der andern Kandidaten für den Chefposten? Was kann der Zuschauer schon wissen. Ihm werden minutenlang Szenen gezeigt, die keinen Sinn ergeben und ihn nicht darüber aufklären, wie die Probanden ihre Aufgaben erledigen. So muss sich das Fernsehpublikum mit den apodiktischen Urteilen des Bosses zufrieden geben. Sein geradezu diabolischer Entscheid, die «Ego-Zicke» im Rennen zu behalten, hat die Frauengruppe destabilisiert und deren Scheitern in der dritten Runde vorweggenommen. Damit demonstriert der Chef seine wahre Macht: seine Freiheit, intransparent und willkürlich zu entscheiden. Diese vollzieht er in einem deprimierend düsteren Sitzungszimmer, wo die Bewerberinnen und Bewerber der Blossstellung und Schadenfreude preisgegeben sind. Ganz im Stil des Privatfernsehens. Wem spannende Unterhaltung und Aufklärung noch etwas bedeuten, wird das Sendekonzept auf seine Exponenten anwenden und dekretieren müssen: Deltenre und Marquard, Sie sind gefeuert.

Hilft Tamiflu gegen einen Kater?

NZZ 3.3.2006

ras. Der Hinschied einer Katze in Norddeutschland war am Mittwoch auch ein Titelthema in Schweizer Zeitungen, die sonst nicht über den Boulevard trippeln wollen. Die Angst vor der Vogelgrippe maximierte den Wert der Nachricht, dass das Vogelgrippevirus nun ein Säugetier attackierte. «Darf das Büsi noch aufs Sofa?», fragte die «Aargauer Zeitung» und schrieb in einem Kommentar: «Wer behauptet, die Vogelgrippe lasse ihn gänzlich unberührt, ist vermutlich ein Bluffer.» Man darf annehmen, dass es noch ein paar solcher Bluffer gibt. Zum zweiten Mal seit dem vergangenen Herbst löst das Thema Vogelgrippe eine Informationsflut aus, die Abwehrreaktionen provozieren muss.

Schweizer Abwehrfront durchbrochen

In der vergangenen Woche empfand sich fast die ganze Medienschweiz wie sonst nur die SVP, nämlich als eine von bösen Kräften umzingelte heile Insel. Am Sonntag kam allerdings schon Defaitismus auf: «Nur noch wenige Kilometer entfernt», hiess es auf einer Titelseite. Und am Abend war die Abwehrfront durchbrochen. Die Agenturen meldeten, dass ein von der Vogelgrippe hingeraffter Vogel auf Schweizer Hoheitsgebiet aus dem Wasser gefischt wurde. Der Feind ist nun unter uns. Vielleicht muss man sich bald Sorgen machen, wenn man nach einer feuchtföhlichen Nacht mit einem Kater erwacht und über kein Tamiflu verfügt.

In den Medien fällt zwischendurch die selbstkritische Frage, ob man es nicht übertreibe mit der Intensität der Berichterstattung. Als Beruhigungsspiel dient dann etwa die Nachricht, dass die vom Staat eingerichteten Hotlines rege benutzt werden. Ein Beweis für das Bedürfnis nach forcierter Information ist das allerdings nicht; denn Angebote schaffen selber Nachfrage. Vielmehr spielen hier Effekte, die sich gegenseitig verstärken. Je intensiver ein Ereignis als Nachricht gehandelt wird, desto schwieriger wird es für einen Mitbieter auf dem Medienmarkt, zurückhaltend zu bleiben. Mediendruck erzeugt Erwartungshaltungen. Wer abweicht, gerät zusehends in Selbstzweifel, ob er denn die Bedürfnisse der Konsumenten ignoriere. Von deren «wirklichen» Bedürfnissen haben indessen alle Medienproduzenten bloss eine schwache Ahnung.

Nach der vor allem vom «Blick» angeführten Herbstoffensive und seinen hämmernden Fragen, ob denn der Staat jede Vorsorgemassnahme getroffen habe, haben die staatlichen Stellen höchstes Interesse, als Musterknaben dazustehen und alles zu tun, damit in der Bevölkerung keine Panik aufkommt. Mit der Einführung von Krisenstäben, Sperrzonen und Telefondiensten für Ratsuchende schaffen sie neuen Nachrichtenstoff. Da jedoch Journalisten gemäss ihrem Selbstverständnis kritisch sein müssen, folgen auch jetzt die bohrenden Fragen: Kehrt der Staat wirklich genug vor? Die ständige Neuproduktion von Skepsis und Misstrauen ist systemimmanent. Deren Nachhall ist umso stärker, je vager die Gefahren sind. So dienen die häufigen Bilder von Männern in weissen Schutzmonturen und mit Spritzen zur Desinfektion vielleicht einem unbeabsichtigten Zweck: nämlich als wissenschaftlich verbrämte Geisterbeschwörungen, um unnötig Verängstigte zu beruhigen.

Weiterbildung dank Alarmismus

Der mediale Alarmismus scheint indessen auch positive Effekte zu haben. Thomas Zeltner, Direktor des Bundesamts für Gesundheit, sagte am Dienstag im «Club» von SF, die Benutzer der Hotlines hätten einen besseren Wissensstand zum Thema als noch im Herbst. Die aufpeitschende Berichterstattung erhöht demnach die Bereitschaft, sich medizinisches oder biologisches Wissen anzueignen. Dann wäre Katastrophenkommunikation ein zeitgenössisches Instrument der breitenwirksamen Weiterbildung. Wann sonst hätte etwa der «Blick» die Gelegenheit, das Publikum über den Reichtum heimischer Vogelarten zu unterrichten? Und möglicherweise wird das Medienpublikum nach den bisherigen Vogelgrippe-Alarmen zu erschöpft sein, um noch in Panik zu geraten, wenn wirklich etwas Gefährliches geschehen sollte.

Der Zürcher Journalistenpreis 2008

Kategorie Zeitung

wird

Constantin Seibt

für seine Artikelreihe

Der Swissair-Prozess

erschienen im Tages-Anzeiger von Januar bis Juni 2007

verliehen.

Zürich, 22. Mai 2008

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Constantin Seibt

Was willst du werden, fragte die Lehrerin in der Primarschule. Ich schrieb zwei Aufsätze. «Ich will Clown werden!» – dann zweifelte ich und schrieb: «Ich will Professor werden!» Am Ende wurde ich das genaue Mittelding: Journalist. Es begann damit, dass ich später noch etwas anderes werden wollte: Schriftsteller. Ich kopierte jahrelang den Stil von Joyce, Kafka, Brecht, Kipling, Wilde, Thomas Mann. Mit 22 Jahren hatte ich genug, stand mit einem Freund an der Bar, wir hörten Punkrock, und wir beschlossen, alle Mitintellektuellen zu schockieren: indem wir einen Bestseller schrieben – einen Krimi. Das schafften wir zur Hälfte. Der Krimi erschien, wurde aber kein Bestseller. Stattdessen boten mir Zeitungen Geld für Artikel. Ich nahm das Geld und verlor meine Ziele aus den Augen: während zwei Jahren arbeitete ich in der Unizeitung «ZS», später acht Jahre lang in der «Wochenzeitung» (WOZ). Um mich nebenbei zu ernähren, schrieb ich Kolumnen: für das «NZZ Folio», das Magazin der «Basler Zeitung», die «Werbewoche», die «Weltwoche» und auch für die «WOZ» selber. Dort begann ich im Feuilleton und endete in den Ressorts Politik und Wirtschaft.

Im Januar 2006 holte mich Peter Hartmeier als Reporter zum «Tages-Anzeiger». Dort schrieb ich über alles mögliche: Finanzkrise, Sechseläuten, Dada, die Liebesgeschichte der Koppis, Poker, liberale Think-Tanks, Fussballbildchen und den Swissair-Prozess.

Therese von Lisieux sagte einmal, dass mehr Tränen über erhörte Gebete als über nicht erhörte vergossen werden. Ich glaube, sie hat Recht und dass ein gutes Leben aus halb erfüllten Träumen besteht.

Laudatio für die Artikelreihe
Der Swissair-Prozess von *Constantin Seibt*
erschieden im *Tages-Anzeiger*,
Januar bis Juni 2007

Wir alle bringen hin und wieder einen Text zustande, der von sich reden macht. Meist steckt viel Zeit und Arbeit für Recherche, Stil und Aufbau dahinter. Solch luxuriöse Bedingungen hatte Constantin Seibt als Swissair-Prozess-Berichtersteller nicht. Trotzdem lieferte er Tag für Tag einen Artikel ab, bei dessen Lektüre man nicht wusste, was bewunderungswürdiger war: seine Sprache, sein Durchblick oder sein Durchstehvermögen.

Dabei sah er nur, was alle sahen, hörte nur, was alle hörten. Und das war kompliziert genug: wochenlange Verhandlungen mit achtzehn Angeklagten, viele Zahlen, öde Gerichtstage und eine unglaublich verästelte Geschichte. Doch bei Constantin Seibt blieben wir dran.

Wie schaffte er das? Obwohl seine Fakten – wie in Tageszeitungen üblich – von gestern sind, war sein Blick darauf neu. Statt in der Meute der fröhlichen Bluthunde mitzuhecheln, um nur allzu bald zu erlahmen, zog er sich auf die Warte eines ironischen, aber präzisen Beobachters zurück. Gleich im ersten Beitrag deklarierte er seine Sicht der Dinge: «Die Swissair endete, wie sie geflogen war: in grossem Stil. Sie ging unter wie in einer perfekten Oper – in einem Finale von gestrandeten Passagieren, zerstörten Karrieren, 17 Milliarden Franken Schulden, demonstrierenden Massen, Panik in Bundeshaus und Chefetagen.»

Neben der eigentlichen Berichterstattung lieferte er uns, so nebenbei, auch tiefe Einblicke ins Funktionieren von Chefetagen und Wirtschaft. Das Publikum lernte viel. Und unterhielt sich dabei bestens. Dafür sorgte der Lokalcolorit, mit dem er die dürren Tatsachen anreicherte. Alt Ständerätin Vreni Spoerry sass

«bolzengerade auf ihrem Stuhl, gestählt durch die 1000 Sitzungen ihres Lebens», der ehemalige Finanzdirektor Erich Honegger trug «einen grauen Schnurrbart und ein schrecklich kariertes Jackett, war überaus einsam und sagte über zwölf Mal «leider»».

Aber Constantin Seibt sah und hörte nicht nur alles – er kapierte es auch auf Anhieb. Und konnte es einordnen. Dazu braucht es nicht nur Sachkenntnis, sondern gesunden Menschenverstand. Nicht nur Aktenstudium, sondern auch Urteilsvermögen. Und ja, eine Gabe, die man leider an keiner Journalistenschule lernen kann: Instinkt.

Margrit Sprecher

Swissair – Mayday in der Business Class

Tages-Anzeiger 16.1.2007

Heute beginnt der erste der Swissair-Prozesse. Man wird Schuldige suchen – aber nicht alle finden. Die Geschichte der grössten und schönsten Firmenpleite des Landes.

Von Constantin Seibt

Sie behandelten die Piloten wie Zechpreller. Sie verlangten für alles Bargeld: für das Benzin, für die Brötchen, für die Landrechte. Morgens um zehn hielt die Londoner Flughafenpolizei zwei Maschinen am Boden fest. Um 16.15 Uhr stellte die Swissair nach 71 Jahren ihren Flugbetrieb ein.

Das war am 2. Oktober 2001. Die Swissair endete, wie sie geflogen war: in grossem Stil. Sie ging unter wie in einer perfekten Oper – in einem Finale von gestrandeten Passagieren, zerstörten Karrieren, 17 Milliarden Franken Schulden, demonstrierenden Massen, Panik in Bundeshaus und Chefetagen.

Es war die grösste, teuerste, folgenreichste Firmenpleite des Landes. Und die interessanteste. Denn die Pleite einer der reichsten Fluggesellschaften der Welt begann schon 15 Jahre vor dem Grounding.

Blauer Himmel

Es begann bei heiterem Himmel. Damals, in den Achtzigerjahren, trug die Swissair den Spitznamen «Fliegende Bank». Damals trafen sich die 278 Fluglinienchefs der Welt einmal im Jahr zur Tarifkonferenz und handelten die Ticketpreise aus: Man verglich, nahm die Kosten des Teuersten und schlug einen Gewinn darauf. Das war in den goldenen Zeiten vor der Liberalisierung: Ein Ticket Schweiz-USA kostete sechs Wochenlöhne. (Heute sind es drei Arbeitstage.)

Damals wurde die Swissair von Technikern und Piloten geführt. Das Resultat war die Erfüllung eines Bubentraums: ein supergrosser, ein superteurer, superschöner, leider nicht superrentabler Flugzeugpark auf dem allerneuesten Stand.

Anfang der Neunzigerjahre passierten drei Dinge:

- Der Luftverkehr wurde liberalisiert. Die Folge war ein mörderischer Preiskrieg.
- Der EWR wurde abgelehnt.
- Die Finanzleute gewannen Swissair-intern immer mehr an Einfluss. Und mit ihnen die Berater von McKinsey und ihre Spezialität: Sparprogramme.



Das Problem beim Airlinegeschäft besteht darin, dass die Fixkosten horrend sind. Die Sparmöglichkeiten sind klein. Profit wird erst ab einer gewissen Anzahl Passagiere gemacht. Es gibt keine kleine, weltweite, sympathische, gut gehende Fluggesellschaft. Ohne Monopole gibt es nur riesige, profitable Gesellschaften, Billigflieger und Fluglinien mit Defizit.

Die Überlebensstrategie der Swissair 1992 hiess Alcazar: eine Fusion mittelgrosser europäischer Fluglinien – AUA, KLM, SAS und Swissair. Dieses Projekt – im Nachhinein wurde es von vielen als letzte Chance der Swissair begriffen – scheiterte. Schuld waren zwei Kräfte: erstens die Heimatfreunde, angeführt von Verkehrsminister Adolf Ogi, der einst sagte: «Wenn ich im Ausland ein Swissair-Flugzeug sehe, fühle ich mich wie auf dem Rütli.» Sein Verbündeter war der «Blick», der (munitioniert von Crossair-Chef Moritz Suter) auf das Projekt schoss. Er schrieb: «Die Swissair ist bei dieser Ehe nicht die schönste Braut. Sie ist die Beute.»

Endgültig zu Fall brachte das Alcazar-Projekt aber der hartgesottenste Banker der Schweiz: Credit-Suisse-Chef und Swissair-Verwaltungsrat Rainer E. Gut. Er schaffte es, die Forderungen der Swissair so beleidigend hochzuschrauben, dass die Fusion platzte. Der damalige Konzernchef Otto Loepfe überlebte das Scheitern seines Herzensprojekts nicht lang: Kurz darauf sägte man ihn als CEO ab. Er starb bald, mit gebrochenem Herzen.

McHunter

Schon 1993, nach dem Ende von Alcazar, befand sich die Swissair in einer üblen Lage. Man produzierte teurer als die Konkurrenz und verlor massiv Geld: Der Sitzkilometer kostete Swissair 11 Rappen, Gewinn hätte man erst ab 9 Rappen gemacht. Dies war keine harmlose Zahl: Wegen der enormen Fixkosten hätte die 2-Rappen-Ersparnis bedeutet, 60 Prozent des Personals abzubauen.

Überdies war die Swissair, wegen des Neins zum EWR, in Europa isoliert. Man musste da raus. In seinem letzten Kraftakt als Konzernchef kaufte Otto Loepfe 49,5 Prozent der belgischen Sabena. Das schmale Tor zu Europa war teuer. Die Sabena hatte nur in einem einzigen Jahr ihrer über fünfzigjährigen Geschichte Gewinn gemacht: 1958 während der Weltausstellung in Brüssel. Was tun? Der Verwaltungsrat heuerte erneut McKinsey-Leute an. Diese

schlugen vor, Swissair – die Nummer 24 aller Airlines – durch Käufe bis zur viertgrössten Airline der Welt wachsen zu lassen. Der Verwaltungsrat stimmte zu. Und dies, obwohl die beiden starken Männer zu spät zur entscheidenden Sitzung kamen: der Zementbaron Thomas Schmidheiny und Guts Nachfolger Lukas Mühlemann. Der neue CS-Chef hatte als Ex-McKinsey-Boss schon Swissair beraten. Und es war Mühlemann, der seinen alten Auftraggeber Loepfe für die neue Hunter-Strategie zu weich fand und einen energischeren Mann vorschlug: Philippe Bruggisser.

Das kalte Genie

Bruggisser ist das grosse Rätsel der Firmengeschichte. Der ehemalige Controller war unbestritten brillant. Angeblich fand er auf einem Computerausdruck voll Zahlen in Sekunden jeden Fehler. Er hatte für Swissair bereits zwei Weltkonzerne aus dem Boden gestampft: den Flugzeug-Caterer Gate Gourmet und die Duty-Free-Kette Nuance. Beide waren hochprofitabel. Ökonomisch gesehen war die Swissair seit 1990 eine gut gehende Kantine, die eine Fluglinie sponsorte.

Bruggisser prüfte die Zahlen von Sabena und die Pläne der neuen, hochriskanten Strategie – beides gefiel dem nüchternen Rechner nicht. Er bat den Verwaltungsrat, beides zu überdenken. Der Verwaltungsrat lehnte ab. Und da geschah das Wunder: Bruggisser fragte nie mehr. Der eiskalte Controller machte sich daran, die Strategie umzusetzen: ohne Zögern, ohne Hintertür, ohne Rücksicht auf die Kosten.

Am 3. September 1998 stürzte eine Swissair-Maschine vor Halifax im Atlantik ab. Bruggisser meisterte die Krise tadellos: Er informiert schnell, nüchtern, mit Herz. Zum ersten Mal wurde Bruggisser von seinen Mitarbeitern nicht nur bewundert, sondern geliebt. In den Wochen danach kauft er Fluglinien wie ein Besessener: LTU, Volare, Air Littoral, LOT. Der Verwaltungsrat nickt die Käufe des neuen Stars innert Minuten ab. Die neuen Fluglinien sind fast alles riesige Verlustlöcher.

Gleichzeitig wird Bruggisser immer unnahbarer: Von morgens sechs bis abends um elf, sieben Tage die Woche, plant er in seinem mit Papieren zugewanderten Büro. Bruggisser führt den Konzern fast nur noch über Verlautbarungen – und über Berater von McKinsey (die in der ganzen Zeit 100 Millionen Franken bei Swissair verdienen würden). Niemand ausser

Bruggisser blickt in dem in 260 Firmen verschachtelten Konzern noch durch. Als die Verluste unversteckbar werden, kommentiert Bruggisser: «Jetzt braucht es Eis im Bauch!» Er plant weiter und spricht mit niemandem mehr. Als der Verwaltungsrat ihn schliesslich im Januar 2001 entlässt, brütet Philippe Bruggisser einsam über einer letzten, entscheidenden Riesenfusion: Swissair mit Alitalia.

Traumkarrieren

Wie ein böses Märchen: Eric Honegger, ehemaliger FDP-Regierungsrat in Zürich, hat es geschafft. Er präsidiert den Verwaltungsrat von Swissair, den der NZZ und sitzt in jenem der UBS. Honeggers Traumkarriere entpuppt sich als furchtbares Pech: Der Politiker muss nach der chaotischen Entlassung von Bruggisser plötzlich einen 30 000-Mitarbeiter-Weltkonzern führen – und er muss zwei Furcht erregende Zahlen kommunizieren. Im August 2000 hatte der Swissair-Finanzchef Georges Schorderet 200 Millionen Franken Gewinn vorausgesagt. Ende Jahr summieren sich 2,7 Milliarden Verlust. Honegger fummelt verzweifelt herum, schiebt ein paar Hundert Millionen hierhin und dorthin. Und ernennt schliesslich den Intimfeind der Swissair-Führungsetage, den Crossair-Chef Moritz Suter, zum Swissair-Chef. Der flüchtet nach 44 Tagen in der Hölle.

Im Verwaltungsrat herrscht nackte Panik. Alle, von der FDP-Ständerätin Vreni Spoerry bis Eric Honegger, wollen sofort zurücktreten. Drei werden verknurrt, zu bleiben, als Strafe für langjährige Mitarbeit. Und der Einzige, der ohne Schuld ist, da erst seit einem Jahr dabei, wird zum neuen Konzernchef ernannt: Mario Corti, Ex-Diplomat und als Finanzchef bei Nestlé.

Der Held

Ende April 2001. Es ist die 75. Generalversammlung der Swissair. Sie findet in einem zugeigen Hangar statt. Swissair-Funktionäre lesen stundenlang die schriftlichen Antworten auf Hunderte von Fragen der Aktionäre vor. Längst haben die Journalisten ihren fröhlichen Blutdurst verloren. Sie sitzen vor den Resten ihrer Lunchpakete und jammern vor Kälte und Langeweile. Dann endlich trat der Held auf: Dr. Corti. Er hielt die Rede seines Lebens. Im Kern verkündete Corti fünf Botschaften:

- Ein Bankenkonsortium garantiert eine Liquiditätsspritze von einer Milliarde Franken. (Applaus.)

- In Frankreich hat man sich auf einen Ausstiegsmodus geeinigt. (Applaus.)
- Wir werden flachere Hierarchien schaffen. (Applaus.)
- Der Kunde ist wieder wer. (Grosser Applaus.)
- Die SAir-Group heisst wieder Swissair. (Stehende, donnernde Ovation.)

Das war im Kern die Antwort auf die Krise: der doppelte Namenswechsel von Chefbüro und Konzern. Das Problem lag darin, dass der Arzt das eindrucksvollste Rezept war. Die Probleme – Milliardenverluste und kein Eigenkapital – blieben.

Hatte Corti je eine Chance? Heute wirft man ihm vor, nicht auf die UBS gehört zu haben. Diese wollte die lukrativen Nebenbetriebe Gate Gourmet und Nuance verkaufen. Nur: Dies hätte bedeutet, dass in der Swissair nichts als die maroden Flugfirmen geblieben wären. Cortis wichtigster Fehler war: Er versuchte wirklich Held zu sein und die Firma zu retten.

Zu allem Unglück kam Corti in eine Firma, in der er dem Management nicht trauen konnte: alles Ex-Bruggisser-Leute. Alle zerstritten. Alle in Panik. Corti feuerte den Finanzchef Schorderet und engagierte seine Vertraute Jacquelyn Fouse. Die beiden mussten 260 Unterfirmen begreifen. Und fast alle verloren Geld. 2001 fielen bei der Swissair ohne Kerosin und Personalkosten allein für Zinsen und Verluste 5 Millionen Franken an – pro Tag. Es muss ein Horror gewesen sein.

Der Crash

Nach dem Attentat vom 11. September 2001 herrschte in der Swissair nur noch Chaos. «We are running out of cash», sagte die Finanzchefin an den Meetings, während die Manager sich weiter um nicht vorhandene Gelder balgten. Krisensitzungen jagten sich. Ein Geschäftsmodell, ein Organigramm ersetzte innert Tagen das nächste. Der Bundesrat erklärte sich für nicht zuständig. Die Anwälte der Grossbanken übernahmen das Ruder und kämpften um die vergiftete Beute. Crossair, die kleine Tochter, schluckte am 1. Oktober Swissair. Am Tag darauf stürzten sich alle Gläubiger gleichzeitig auf Swissair: Das Geld ging aus. Die Flugzeuge blieben am Boden. Das Grounding.

Am nächsten Tag demonstrierten Menschen vor den Banken, mit Plakaten wie «Bin Ospel» oder «United Bandits of Switzerland». Eine

Bombendrohung bei der UBS kommentierte die Polizei: «Wir erwarten noch eine bei der CS.» Corti, der Held, wurde für ein paar wilde Tage Revolutionsführer: Der Diplomat hatte seinen Glauben an Politik, Banken und Gerechtigkeit verloren. Innert Wochen wurde derweil ein Weltkonzern namens Swiss aus dem Boden gestampft. Unter der Führung von Rainer E. Gut sprachen Politik und Wirtschaft vier Milliarden Franken – mitten in Zeiten der Sparhysterie. Der letzte Mann mit Glaubwürdigkeit im Management, der ehemalige Sprühpilot André Dosé, wurde neuer Chef, neuer Held, neuer Corti. Einen verrückten Winter lang wurde ein halbes Volk zu Aviatikspezialisten und diskutierte über Flottengrößen, Firmennamen und darüber, dass der Wein wieder aus Gläsern statt in Plastik serviert werden sollte.

Die Swiss hob im Frühling 2002 ab. Gross geplant, wurde die ehemalige Crossair zur Swiss und zum Wiedergänger der geschluckten Swissair. Der Traum von Crossair-Gründer Moritz Suter, die Swissair zu übernehmen, entpuppte sich als Alptraum. Nach und nach wurden unter dem Ex-Crossair-CEO André Dosé alle zehn seiner jungen Manager gefeuert und durch Ex-Swissair-Leute ersetzt. Die Swissair-Piloten demütigten die nach dem Grounding triumphierenden Crossair-Leute. Im April 2004 musste auch Dosé gehen. Ein Jahr danach wurde die Swiss an die Lufthansa verkauft. In ihren drei Lebensjahren hatte sie fast vier Milliarden Franken verbrannt und die Hälfte ihrer ursprünglich 12 000 Angestellten entlassen. Aber das Scheitern war nicht total: 2006 schrieb sie erstmals einen kleinen Gewinn.

Die grosse Oper

Mit der Swissair starb mehr als nur eine Firma: Mit ihr starb das Modell der freisinnig dominierten Schweiz. Jahrzehnte der Hochkonjunktur hatte die freisinnige Elite regiert, und das mit grossem, auch finanziellem Erfolg. Es war dasselbe Kartell, das auch die Swissair beherrschte.

Dabei scheiterten Freisinn und Swissair ausgerechnet an dem, was ihre Führer über Jahrzehnte gepredigt hatten: an Liberalisierung, Öffnung der Mauer, freiem Markt. Ihr Niedergang begann mit dem Nein zum EWR 1992: Seitdem wurden Swissair wie FDP durch dieselben Kräfte zerdrückt, durch den Patriotismus der SVP und die eigene, über Jahrzehnte erfolgreichstahlte Arroganz.

Der Crash traf eine ganze Generation der Elite. FDP-Ständerätin Vreni Spoerry, Thomas Schmidheiny, Lukas Mühlemann, Eric Honegger wurden über Nacht zu Unpersonen. Der einstige Held Corti verlor jeden Respekt, als bekannt wurde, dass er sich vor seiner Swissair-Zeit schon einen 12-Millionen-Fallschirm gesichert hatte. Er floh in die USA. Der Nachfolgeheld André Dosé fand keinen nur annähernd gleichwertigen Job. Wie in einer leidenschaftlichen, grausamen, verrückten Oper starben alle den sozialen Tod. Was bleibt, ist eine kühle Management-Fallstudie. Und Schweizer Geschichte.

Und natürlich die Träume: 2004 erfüllte sich Dr. Mario Corti einen Kindheitswunsch und absolvierte die Prüfung für das Pilotieren von Passagierjets.

«Ich begreife es schlicht nicht»



Bild: Thomas Burki

Philippe Bruggisser, Ex-Konzernchef der Swissair, rechtfertigte sich gestern vor Gericht für seine Hunter-Strategie.

Tages-Anzeiger 26.1.2007

Vor Gericht wehrte sich der Ex-Konzernchef Philippe Bruggisser so, wie er die Swissair führte: kühl, klar und ohne Selbstzweifel.

Von Constantin Seibt

«Die Staatsanwaltschaft behauptet, ich habe einen Interessenskonflikt. Das ist ein Mumpitz, Tschuldigung!» Philippe Bruggisser sass lang, steif und aufrecht auf der Anklagebank, faltete die Hände und redete, wie er als Swissair-Chef geredet hatte: knapp, präzise, mit Zahlen und Sarkasmus – unger, aber brillant.

Es ging um eine Transaktion Ende 2000: Damals hatte die Mutterfirma ein 100-Millionen-Franken-Aktienpaket in die Fluglinien-Tochterfirma verschoben. Die Staatsanwaltschaft hatte die Transaktion als Gläubigerschädigung taxiert. Und kritisiert, dass Bruggisser sowohl Chef der Mutter- wie der Tochtergesellschaft gewesen sei. Bruggisser antwortete, der Konzern sei eine Einheit gewesen. «Egal ob linke Hosentasche – rechte Hosentasche! Sie sind immer der Hauptgläubiger!», sagte er. «Ich begreife die Staatsanwaltschaft schlicht nicht!»



Wer Philippe Bruggisser gestern zusah, begreift das jahrelange Schweigen des Verwaltungsrates etwas besser: Die Schilderungen der Passivität des Aufsichtsgremiums und Bruggissers kühle Brillanz sind legendär. Er, ein Zahlenmensch, könne in einer Bilanz oder einem Konzept innert Sekunden den Fehler finden, hiess es. Vielleicht erklärt ein anderer Umstand das Schweigen noch viel besser: Bruggisser ist einer der wenigen Airline-Spezialisten unter den 19 Swissair-Angeklagten. Und er arbeitete 18 Stunden am Tag. Kein Wunder, hingen ihm die Verwaltungsräte als Schnurrbart unter der Nase, wenn Bruggisser die Luft einsog: Kompetenz schlägt Dilettantismus, Vorbereitung schlägt Improvisation – immer.

So schaffte es Bruggisser auch gestern, mit ein paar knappen Zahlen Zweifel an der bombenfesten Auffassung der Öffentlichkeit zu säen, dass Bruggisser und seine wilde Expansionspolitik die Hauptschuldigen am Niedergang der Swissair gewesen seien. «Vergleichen Sie einmal 1999 mit 2000», sagte er kühl. «Wir hatten 2000 um 66 Prozent höhere Treibstoffkosten. Der Dollar ging um 17 Prozent hoch und verteuerte alles Technische.» Das summierte sich zu Hunderten von Millionen. «Solche Schläge fangen Sie nicht in ein paar Monaten auf!» Im Prinzip sei der Konzern in Ordnung gewesen: bei Crossair und Swissair die norma-

len Probleme, bei LTU Riesenprobleme, aber eine Lösung, in Polen, Südafrika, Italien kein Problem. Ernsthaft Sorgen machten nur die belgische Sabena und die französischen Airlines. Das Milliardendefizit 2000 ginge vor allem auf das Konto derer, die die Expansionsstrategie mittendrin abgebrochen hätten.

«Was wir im Januar zu treffen hatten, war ein unternehmerischer Entscheid», sagte Bruggisser. «Meine Aufgabe war die Vorbereitung zur Lösung des Frankreichproblems. Der Ausstieg in Frankreich hätte eine Milliarde, die Sanierung 900 Millionen gekostet. Schade, dass ich die Präsentation nicht machen konnte.» Der Grund dafür: Am 20. Januar 2002 entliess ihn der Verwaltungsrat nach 22 Jahren ohne ein Wort des Dankes.

Die Macht

War Philippe Bruggisser ein Mann, der sein Werk nicht vollenden konnte?

Als er 1995 als Konzernchef eingesetzt wurde, war die Fluglinie tief am Boden: Die Airlines machten 200 Millionen Defizit, waren ohne Strategie und teurer als die Konkurrenz. Bruggisser war eine doppelte Hoffnung: Er war ein gnadenloser Kosten-Controller gewesen – und er hatte für die Swissair zwei Weltkonzerne aus dem Boden gestampft: die Catering-Kette Gate Gourmet und die Duty-Free-Kette Nuance. Beide waren hoch profitabel.

Der neue Chef konsultierte die Unternehmensberater von McKinsey. Diese sahen zwei Möglichkeiten: den Beitritt zur Allianz von British Airways – oder explosiv zu wachsen: die Hunter-Strategie. Bruggisser liebte es, «schnell zu entscheiden». Er flog nach London und sagte: «Not now. Maybe later.» Und zurück am Flughafen Zürich: «Wir machen Hunter.»

Gleichzeitig führte er im Konzern eine Kulturrevolution durch: Er feuerte die alte Garde und liess neue Manager ran. Und er wandelte den Konzern in eine Holding um, um international schneller operieren zu können. Beides gab ihm innert kurzer Zeit die absolute Macht: In einer schnell sich verschachtelnden Struktur von am Ende 260 Unterfirmen hatten nur zwei Personen den Überblick: Bruggisser und sein Finanzchef Schorderet. Der Verwaltungsrat war ausgeliefert, das Management ihm verpflichtet.

Die Jagd

Ein Jahr lang passierte wenig. Am 2. September 1998 stürzte eine Swissair-Maschine vor Halifax ins Meer. Bruggisser hatte immer als hochkompetent, aber kalt gegolten. Doch er kommunizierte im Unglück schnell, klug und warm. Plötzlich wurde er von seinen Leuten geliebt.

War es die überraschende Zuneigung? War es das Vertrauen auf den Ich-sehe-einen-Fehler-auf-den-ersten-Blick? Waren es seine erwiesenen Erfolge als Sanierer? War es die Logik der Hunter-Strategie – der rasende Wettlauf gegen die Zeit, von der Airline Nummer 26 zur Airline Nummer 4 in Europa zu wachsen?

Jedenfalls kaufte Bruggisser ab Januar 1999 in rasendem Tempo Fluglinien – allein im ersten Halbjahr für 2,7 Milliarden Franken. Er kaufte sie ohne Buchprüfung – und der Verwaltungsrat folgte blind. Die halbe Milliarde für die französische Fluglinie Air Littoral bewilligte er in 10 Minuten. Bruggissers Präsentation inklusive.

Fast alle dieser Käufe rissen riesige Löcher in die Kasse. Aber im Konzern gab es kaum Widerstand: Erstens hatte Bruggisser mit den von ihm angeheuerten Beratern von McKinsey eine Parallelorganisation auf die Beine gestellt. Zweitens bezweifelte niemand die Brillanz des Bosses. Drittens blickte in der superkomplexen Holdingstruktur niemand sonst durch.

Die Holding

Genau diese ist nun das Problem des Prozesses. War die Swissair Ende 2000 schon bankrott, wie die Staatsanwaltschaft behauptet? Oder war alles «wegen der stillen Reserven – das sieht doch jedes Kind!» im grünen Bereich, wie Bruggisser sagt? Waren die 260 Holdings Organisationsvehikel oder selbstständige Firmen?

Darum dreht sich seit zwei Wochen die Schlacht zwischen Anklage und Angeklagten. Diese Fragen entscheiden: War es geschäftliche Routine oder Gläubigerschädigung? Der Richter Stephan Blättler kommentierte: «Die Positionen sind mit einer Vehemenz bezogen, die an die Schützengräben im Ersten Weltkrieg erinnert.»

Die Rache

Nach Bruggissers Hals-über-Kopf-Entlassung stellten seine Nachfolger fest, dass es keine Exit-Strategie gab. Alle Übernahmeverträge waren wasserdicht: Unmöglich auszusteigen, ausser gegen ein irres Lösegeld. Bruggisser hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen. Ausserdem war der Konzern ohne ihn unverstündlich: Ganze Teams von Buchprüfern brauchten Monate, um die Geldflüsse zu verstehen – falls sie das überhaupt je taten.

Der Mann, der 18 Stunden am Tag Swissair gewesen war, sass derweil in seinem Geburtshaus in Wohlen und erhielt Betreibungen – allein 2005 über 5,25 Milliarden Franken. Dazu kamen «Todes- und Entführungsdrohungen». Er überschrieb das Haus der Frau und schickte seine Familie nach Frankreich. Er arbeitet wieder – als Berater der «erweiterten Aviatik-Industrie». Gerüchten zufolge baut er in freien Stunden an einer riesigen Modelleisenbahn.

Der Prozess war die Strafe



Bild: Reto Oeschiger

Freigesprochen von Schuld und Strafe: Der frühere Swissair-Präsident Eric Honegger verlässt die Stadthalle Bülach.

Tages-Anzeiger 8.6.2007
 Von Constantin Seibt

So konsequent hatte das Urteil niemand erwartet: Freispruch, Freispruch, Freispruch ... insgesamt 19 Freisprüche für 19 Angeklagte.

Kein einziger Schuldspruch. Und das bei einem Bankrott mit 17 Milliarden Franken Schaden. Und dem Untergang des Unternehmens, das über Jahrzehnte der Stolz der Schweizer Wirtschaft war: der Swissair.

Nach den rund sieben Millionen für den Prozess folgen noch einmal drei Millionen Entschädigungen für die teilweise reichen Angeklagten.

Wie aber kam es zu diesem Urteil? Und wo bleibt hier die Gerechtigkeit?

Die erste Antwort ist nüchtern: Die meisten Juristen hatten mehrheitlich Freisprüche vorhergesagt. Denn das Schweizer Strafrecht tut sich schwer mit Konkursfällen: Der Staatsanwalt muss Vorsatz beweisen, also dass die Angeklagten – im Fall Swissair immerhin die halbe Wirtschaftsprominenz der 90er-Jahre – den Konzern «mit Wissen und Willen» in den Konkurs führten.

Das ist absurd, und entsprechend schwer war die Aufgabe der Anklage. Umso mehr, als

sich keiner der Angeklagten persönlich bereicherte.

Die Staatsanwaltschaft hatte also einen harten Job – aber sie machte ihn miserabel. Vom Gericht wurde sie brutal demontiert: Flüchtigkeitsfehler, Formfehler, Denkfehler. Bei einigen Anklagepunkten hatte man den Verdacht, dass die Ankläger (in fünf Jahren Untersuchung!) wie miese Journalisten gearbeitet hatten: nur nicht so lange recherchieren, bis die These kaputt ist. Letztlich blieb von den entscheidenden Punkten der Anklage nur der Zahlensalat ihres einsamen Gutachters.

Die grossen Fische aus dem Verwaltungsrat wurden überzeugend freigesprochen – so wie die Konzernchefs Corti und Bruggisser in den Hauptpunkten. In zwei Nebenpunkten und bei den kleinen Fischen half das Gericht mit Milde nach: Im Zweifel urteilte es für den Angeklagten.

Das ist auch vernünftig so. Denn selbst bei brillanter Anklage und gnadenlosen Richtern wären am Ende nur Kleinigkeiten hängen geblieben. Vom grössten Konkursfall der Schweiz wären eine zu optimistische Pressemeldung und eine Hand voll Schmiergeld an einen polnischen Airline-Chef geblieben. War der Prozess also pure Verschwendung? Von Zeit, Geld, Nerven? Nein. Denn der wirkliche Prozess drehte sich um etwas anderes – den enormen

Skandal, dass die Topshots der Schweizer Wirtschaftselite eine Firma in den Sand setzten, die noch wenige Jahre zuvor als «fliegende Bank» berühmt war.

Das musste untersucht werden. Und es wurde untersucht. Hier blieb der Prozess auch nicht ohne Resultat. Man erhielt einen ziemlich ungeschminkten Einblick in die Kiste, die die Schweiz regierte: in die Krönung von Konzernchefs, in das Abgeben der Verantwortung an Berater, in die Moden der Managementtheorien. Man sah, wie auch Topleute kollektiv erblinden, bei Problemen kollektiv flüchten und in Prozessen kollektiv schweigen.

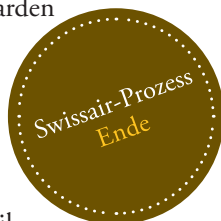
Da dies alles nicht kriminell ist, erfolgen die Freisprüche zu Recht.

Es brauchte keine Schurken, um die Swissair auf den Boden zu bringen. Das wirkliche Delikt und die Ursache des Scheiterns der Angeklagten sind juristisch nicht zu fassen: Sicherheit und Arroganz. Dieselben Leute, die nun vor Gericht standen, forderten zu ihren glücklichen Zeiten von anderen Leuten «Leistung», «ein Ende der Vollkaskomentalität», «eine liberale Schocktherapie».

Der Prozess – eigentlich nur der Anfang einer jahrelangen Prozesswelle – ist eine harte Strafe dafür: aufreibend, nervtötend, teuer. Selbst die auf den ersten Blick komfortablen drei Millionen an Entschädigungen werden sofort restlos in die Mägen der Anwälte wandern.

Was bleibt, ist letztlich eine uralte, sehr einfache Botschaft: Manchmal sind Kaiser sehr, sehr nackt. Sieh hin!

Und dazu eine positive Bilanz: Das Urteil ist richtig. Der Prozess war richtig. Gerechtigkeit ist getan.



Der Zürcher Journalistenpreis 2008

Kategorie Zeitschrift

wird

Anja Jardine

für ihre Reportage

Die Kinder von 5010

erschienen im NZZ Folio vom April 2007

verliehen.

Zürich, 22. Mai 2008

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marzo Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Anja Jardine

Geboren 1967 in Pinneberg in Norddeutschland, verbrachte Anja Jardine einen Teil ihrer Kindheit in Brasilien und Thailand. Nach einem Wirtschaftsstudium, dem Volontariat bei einer Fachzeitschrift und dem Besuch der Henri-Nannen-Schule arbeitete sie als Reporterin bei Radio Bremen Fernsehen (ARD), bevor sie sich endgültig für das Schreiben entschied – als Redaktorin beim Magazin «Die Zeit», später beim Ressort Leben der gleichnamigen Wochenzeitung, als Reporterin bei «Spiegel-Reporter» sowie im Ressort Gesellschaft des «Spiegels» und als Autorin für das Wirtschaftsmagazin «Brand eins».

Seit Februar 2005 ist Anja Jardine Redaktorin beim Magazin «Folio» der NZZ mit Schwerpunkt Reportagen und Portraits zu gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Themen. 1999 erhielt sie den Bettina-von-Arnim-Preis für die Kurzgeschichte «Badjnars Augen», im April 2008 erschien ihr Erzählband «Als der Mond vom Himmel fiel» bei Kein & Aber, Zürich.

Anja Jardine lebt in Zürich.

Laudatio für die Reportage *Die Kinder von 5010* von Anja Jardine erschienen im *NZZ Folio*, April 2007

Wie wir wissen, hat die Menschheit bald alles globalisiert. Die Wirtschaft, die Kommunikation, das Denken. Was bisher noch weitgehend in Ländern, Volksgruppen, Ethnien und Clans gesondert ablief, war die Fortpflanzung. Sie schien ein Individualvorgang zu bleiben.

Doch auch hier schreitet die Globalisierung voran. Es gibt mittlerweile über den Globus verteilt beispielsweise elf Halbgeschwister, die einen gemeinsamen Vater haben, diesen aber ebenso wenig kennen, wie er sie kennt. Er hat keinen Namen, sondern trägt die Ziffer beziehungsweise Bestellnummer 5010. Unter dieser ist sein Samen weltweit übers Internet bestellbar.

Anja Jardine hat im «NZZ Folio», sinnigerweise zum Thema «Heiraten», diese Cyberspace-Grossfamilie dargestellt. Ihre Schilderung, wie der Samen dieses Spenders, der «zuletzt so um 1997/98 aktiv gewesen sein muss», in den Jahren danach quasi die Welt eroberte, ist eine faszinierende Reportage über eine Art Science-Fiction-Situation, die sich für den Leser dann in fast bestürzender Weise als real herausstellt.

So sind Väter nicht einfach mehr Väter und Mütter nicht einfach nur Mütter. Männer können noch Jahre nach ihrem Tod Vater werden oder theoretisch gleichzeitig Vater und Grossvater sein. Wenn es die Samenspende schon immer gegeben hätte, wäre es heute vielleicht möglich, dass eine Frau in Zürich eine Tochter von Alexander dem Grossen bekommt. Die Grenzen verschieben sich gründlich, und da wundert es auch nicht mehr, wenn ein kleines 5010-Mädchen, von seiner Mutter über den ansonsten üblichen Fortpflanzungs-Weg aufge-

klärt, entsetzt meint: «Das kann ja wohl nicht wahr sein!»

Der Leser sitzt da und weiss nicht, ob er über diesen reproduktionsmedizinischen Fortschritt staunen soll oder ob er sich fürchten muss, bald in einer Orwell-ähnlichen Überwachungs- und Kontrollwelt zu leben, welche die Fortpflanzung der Menschheit zu einer liebes- und romantikfernen Routineangelegenheit degradiert. Die Autorin, welche mit einer der beschriebenen Frauen freundschaftlich verbunden ist – und dadurch Zugang zu weiteren «Betroffenen» erhielt –, lässt dies offen. Ihre Reportage ist kein Plädoyer für irgendetwas, sondern eine nüchterne, aber bestechend geschriebene Darstellung der Situation. Sie wirkt dadurch besonders glaubhaft und eindrücklich.

Doch nicht nur der Ansatz dieser Reportage hat die Jury bewogen, Anja Jardine den Zeitschriften-Preis zuzuerkennen. Auch die Art und Weise der Recherche hat überzeugt. Die Journalistin hat vier der sieben Ganz- oder Halbfamilien selber besucht, welche sich von den Glasröhrchen mit dieser ISO-Norm-ähnlichen Nummer 5010 haben bedienen lassen: Eine Marketingfachfrau in New York zum Beispiel, eine Informatikerin aus Jerusalem und ein lesbisches Paar in einer amerikanischen Kleinstadt. Der Preis soll damit auch ein klein wenig Anerkennung sein für ein Medium, das sich in Zeiten, wo journalistisches Kurzfutter Hochkonjunktur hat, eine derart aufwendige Recherche noch leisten kann und leisten will.

Andrea Masüger

Die Kinder von 5010

NZZ FOLIO 4.2007

Sieben Frauen auf zwei Kontinenten haben eines gemeinsam: Kinder vom Samenspender 5010 – und keinen Mann. Sie freunden sich an und helfen sich auch mal mit ein bisschen Sperma aus. Portrait einer Grossfamilie im 21. Jahrhundert.

Von Anja Jardine

Als Julia sich ein zweites Kind wünschte, ging ihr der Samen aus. Dabei hatte die Marketingfachfrau vier Jahre zuvor, als sie mit dem Kinderkriegen anfang, durchaus auf Vorrat eingekauft. Doch mit 39, und so alt war Julia mittlerweile, klappte die Befruchtung nicht mehr auf Anhieb, und das für Baby Nummer zwei vorgesehene Sperma von Spender 5010, eingelagert in flüssigem Stickstoff bei minus 196 Grad, war schnell fruchtlos verbraucht. Mit Schrecken stellte Julia fest, dass 5010 nicht mehr zu haben war. «Er muss zuletzt so um 1997/98 aktiv gewesen sein», sagt sie, und es klingt, als spreche sie von einem Vulkan.

Zu ihrem Glück entdeckte Julia auf Donorsiblingregistry.com – einer Website, auf der sich Kinder von Samen- und Eispendern, ihre Eltern sowie auch die Spender registrieren können – doch tatsächlich eine weitere Mutter mit Nachwuchs von 5010 des New England Cryogenic Center. Und als sie eines Abends mal wieder in ihrem Appartement in New York am Computer sass, Töchterchen Amelia schlief friedlich im Kinderzimmer, fasste sie sich ein Herz und schickte dieser Frau eine E-Mail mit der höflichen Frage, ob sie eventuell noch Samen von 5010 übrig habe, den sie entbehren könne. Auf diese Weise kam Julia nicht nur in den Besitz von fünf weiteren strohhalmdünnen Gläschen des kostbaren Saftes, sondern fand auf Anhieb drei Halbgeschwister von Amelia. Und das war nur der Anfang.

Die Zwillinge Naama und Bezalel und ihr Bruder Avichai leben mit ihrer Mutter Dvori in Jerusalem; sie sind orthodoxe Juden. Die Kinder besuchen spezielle Schulen, halten Sabbat, essen kosher – am liebsten Falafel –, verkleiden sich an Purim und nicht an Fasnacht; in ihrer Strasse wachsen Zitronenbäume. Ihre Halbschwester spielt in den Häuserschluchten von Manhattan. Sonntags geht Amelia manchmal mit ihrer Mutter in die liberale Episcopal Church, wo der Gottesdienst mit viel Gesang gefeiert wird; sie liebt Maccaroni mit Käse,



Ihrer Mutter war wichtig, dass der Spender kein Deutscher ist: Naama und Avichai aus Jerusalem.

Mary Poppins und spielt am liebsten mit ihrem Puppenhaus.

Die vier Kinder sprechen nicht die gleiche Sprache. Doch sie alle haben das gleiche feine Haar, die gleichen schmal geschnittenen Gesichter und ein Talent fürs Malen und Zeichnen. «Manchmal, wenn ich Amelia laut und melodisch singen höre, denke ich, das hat sie von ihm», sagt Julia. Es ist ein Puzzle, ein Vater-Puzzle, und mit jedem weiteren Halbgeschwisterchen, das sich auf der Website registriert, kommt ein Teil hinzu. Mittlerweile sind es elf Kinder in sieben Familien. In der Summe wird sich nie ein Bild ergeben. Und doch ist 5010, der Abwesende, immer präsent.

Als Amelia zwei war, hat sie zum ersten Mal gefragt: «Wo ist mein Daddy?» Da hat Julia ihr aus einem Bilderbuch vorgelesen, das das Donor Conception Network in England herausgegeben hat: «Es gibt viele verschiedene Arten von Familien ... Um ein Baby zu machen, braucht man den Samen von einem Mann und das Ei von einer Frau.» Der Mann, so heisst es weiter, «... wird nicht Teil unseres Lebens sein, aber es ist gut zu wissen, wie nett und grosszügig er war, denn ohne ihn hätte ich nicht das Glück, dich zu haben».

Julia war 32 Jahre alt, als sie in Betracht zu ziehen begann, es unter Umständen allein zu machen. Die letzte langjährige Beziehung zu einem Mann war in die Brüche gegangen, als sie Ende 20 war, seitdem hatte sich keine Liebe mehr als dauerhaft erwiesen. Und für Julia stand felsenfest: Ein Ehemann wäre schön, ein Kind jedoch war lebensnotwendig. Plan A lautete also, schleunigst einen Erzeuger zu finden. Sollte der sich bis zu ihrem 35. Lebensjahr nicht materialisiert haben, träte Plan B in Kraft: Sie würde allein Mutter werden. «Viele Frauen glauben, sie hätten Zeit bis 40», sagt Julia, «nur weil sie dreimal die Woche ins Fitnesscenter gehen und aussehen wie 32. Die sind fassungslos, wenn sie mit Ende 30 feststellen, dass Gebärmutter und Eierstöcke erbarmungslos gealtert sind und ihre Zeit zu Ende geht.»

Das sollte Julia nicht passieren. Noch während sie unter Hochdruck Plan A verfolgte und sowohl im realen als auch im virtuellen Raum nach dem Richtigen fahndete, zahllose Dates absolvierte, sicherte sie die Rückfallposition auf Plan B. Neben ihrer Arbeit bei einer Maschinenbaufirma absolvierte sie ein Aufbaustudium in Marketing, um ihre Karrierechancen zu verbessern. «Als alleinerziehende Mutter in New York brauchst du Geld», sagt Julia. Parallel dazu recherchierte sie die Möglichkeiten, die einer Frau ohne Mann zu Gebote stehen, um an ein Kind zu gelangen: Adoption und Samenspende.

In dieser Zeit fiel Julia das Buch «Single Mothers by Choice» von Jane Mattes in die Hände. Unter dem Kürzel SMC hatte Jane Mattes vor 26 Jahren eine Organisation gegründet, die «alleinerziehenden Müttern aus freiem Entschluss» Unterstützung anbietet. Mitglied werden kann nur, wer bereits zum Zeitpunkt der Empfängnis willens war oder ist, das Kind allein grosszuziehen. Also keine Scheidungs- oder Trennungs-Alleinerzieherinnen.

Julia wurde Mitglied und besuchte die Treffen der lokalen SMC-Gruppe. «Du denkst, mein Gott, da sitzen bestimmt lauter Mauerblümchen», sagt Julia, «und dann sind es ganz normale Frauen.» Vor allem tauschen sich dort «Nachdenkerinnen» und «Versucherinnen» aus. Die einen grübeln noch, die anderen versuchen bereits, schwanger zu werden. Eines wird deutlich: Man muss um die Familie, die man nicht haben wird, getrauert haben, bevor man sich zum Alleingang aufmacht: «Niemand wird dir nach der Geburt eine Kette um den Hals legen. Und es wird keine Sonntagmorgen zu dritt im Bett geben.»

Für Julia kein Problem. Als Mr. Right, wie sie ihn nennt, sich auch in ihrem 35. Jahr nicht blicken liess, hörte sie auf, mit Männern auszugehen, und verwirklichte Plan B. «Ich wollte nicht, dass mir jetzt noch einer dazwischenfunkt. Bei jedem denkt man, der könnte es sein. Und so ziehen Jahre ins Land.» Eine Haltung, die immer mehr Frauen einnehmen. In den USA stieg die Zahl der Babies, die von alleinstehenden Frauen zur Welt gebracht wurden, zwischen 1999 und 2003 um 17 Prozent, wie das National Center for Human Statistics registrierte. Und SMC nahm 2005 doppelt so viele neue Mitglieder auf wie zehn Jahre zuvor; insgesamt waren es in 26 Jahren knapp 10 000 Frauen, darunter welche aus Australien, der Schweiz und Israel.

Menschen aus aller Welt kaufen in den USA ein, was im eigenen Land verboten ist: Eizellen, Embryonen, Leihmütter. In keinem anderen Land ist die Keimzellspende derart kommerzialisiert. Da die Amerikaner ein konstitutionell verankertes Recht auf Freiheit in Fragen der Fortpflanzung haben, gibt es so gut wie keine Restriktionen. Einer der wenigen Fälle, die im Jahr 2000 eine Ethikkommission auf den Plan riefen, war der von Pamela Reno. Ihr Sohn Jeremy war noch keine 24 Stunden tot, als man ihm rektal eine Elektrosonde bis zur Prostata einführte, seine Beckenmuskulatur in rhythmischen

Zucken versetzte und dem 20-Jährigen auf diese Weise einen letzten und unfreiwilligen Orgasmus verpasste, der seine Mutter in den Besitz von genügend Sperma für drei Versuche brachte, sich mittels künstlicher Befruchtung Enkelkinder zu machen. Im Tausch gegen den

Der Gynäkologe spritzte den Samen direkt in die Gebärmutter, die Krankenkasse übernahm die Kosten, Julia wurde schwanger.

Samen ihres Sohnes hatte Pamela Reno seine Organe zur Spende freigegeben. Obwohl Jeremy weder für die Organ- noch für die Samenspende seine Einwilligung erteilt hatte, bevor er sich an jenem Abend beim russischen Roulette eine Kugel in den Kopf schoss. Der Fall Reno macht deutlich, wie weit die Technik es dem entstehenden Leben erlaubt, sich von jenem zu lösen, aus dem es hervorgegangen ist. Es können Kinder geboren werden, deren Eltern zum Zeitpunkt der Zeugung längst tot sind.

900 000 Samenspenden pro Jahr werden bei den 150 Samenbanken in Amerika bestellt, der Anteil alleinstehender Frauen und lesbischer Paare an der Kundschaft wird auf 50 bis 70 Prozent geschätzt. Ein nicht quantifizierbarer Teil von ihnen kommt aus Europa, wo die Fortpflanzungsmedizin in vielen Ländern verheirateten Paaren vorbehalten ist. Belgien, die Niederlande, Spanien und Dänemark erlauben die künstliche Befruchtung für Alleinstehende und Lesben; Deutschland, Norwegen, Italien und die Schweiz nicht.

Doch in Webforen wie go.feminin.ch diskutieren Singles auch hierzulande, wie sich ihr Kinderwunsch verwirklichen liesse. Sie geben sich gegenseitig seelische Unterstützung und vor allem praktische Hinweise. So erfährt man, dass in Dänemark die Storkklinik empfehlenswert sei, dass in Deutschland das Hauptproblem darin bestehe, einen Arzt zu finden, der mitmache – amerikanische Samenbanken lieferten prompt, heisst es, wenn man die Adresse eines Arztes nennen könne. Wer beschliesst, selbst zu inseminieren, spricht: sich den Samen selbst einzuführen, dem wird ans Herz gelegt, zu prüfen, wann der Eisprung ist; und zur Freisetzung schwangerschaftsfördernder Hormone «hilft vielleicht ja Selbstsex, zeitnah an der Insemination».

Mit Selbstinsemination hatte Julia nichts am Hut. Für sie war das Ganze ein medizinischer Akt wie eine Kariesbehandlung. Und da sie unter ihren Freunden niemanden kannte, den sie um ein Reagenzglas Sperma, geschweige denn um eine unverbindliche Befruchtung

hätte bitten mögen, wälzte sie die Kataloge der Samenbanken. Denn sie wollte unbedingt einen Ja-Spender – das verringerte die Zahl der in Frage kommenden Kandidaten radikal. Ein Ja-Spender ist einer, der Kindern, die aus seinem Samen hervorgegangen sind, erlaubt, im Alter von 18 Jahren Kontakt mit ihm aufzunehmen. Ein Treffen wird nicht versprochen, eine Beziehung schon gar nicht, aber immerhin.

Julia blieben am Ende fünf Kandidaten zur Auswahl. Von denen litt einer an Migräne, da waren es nur noch vier; einer war zu dunkel, da waren es nur noch drei. Sie liess von der Samenbank ein Fotomatching machen, bei dem ihr Foto mit jenen der drei Kandidaten abgeglichen wurde, um den ihr Ähnlichsten herauszufischen. Julia selbst wollte die Fotos nicht sehen: «Besser nicht», sagt sie, schliesslich gehe es nur um genetisches Material. Die Wahl fiel auf 5010. Julia kaufte vier Gläschen à 170 Dollar plus Versandkosten. Der Gynäkologe spritzte den Samen direkt in die Gebärmutter, die Krankenkasse übernahm die Kosten, Julia wurde schwanger und trat zeitgleich einen neuen Job beim «Time Magazine» an, der sie finanziell so stellte, dass sie sich nach Amelias Geburt eine Vollzeit-Tagesmutter leisten konnte. Plan B termingerecht erfüllt.

Als Julia 1999 Samen kaufte, waren die Ja-Spender noch eine Rarität, doch mittlerweile ist die Nachfrage so stark gestiegen, dass Samenbanken gezwungen sind solche zu rekrutieren. Ein Ja-Spender bekommt etwa 20 Prozent mehr Geld – um

Auch Dvori in Israel wollte unbedingt einen Ja-Spender, und darin lag für sie das grösste Problem. Denn zwar hat in Israel jede Frau ein gesetzlich verankertes Recht auf zwei Kinder – egal, ob sie verheiratet ist oder nicht. Die staat-

Dvori ist eines von sieben Geschwistern, und die Gläschen, die da in der Kühlbank lagerten, bargen immerhin die Option auf jene Kinderschar, die sie sich eigentlich unter Familie vorstellte. «Im jüdischen Glauben legen wir den Schwerpunkt sehr auf die Kinder; die traditionellen Familienstrukturen sind nicht ganz so wichtig wie im Christentum», sagt Dvori. Sie habe einen Rabbiner aufgesucht, bevor sie allein Mutter geworden sei, und der habe ihr zu verstehen gegeben, dass ihre Entscheidung im Einklang mit dem jüdischen Gesetz stehe: Sex ausserhalb der Ehe ist ein Tabu, ein Kind ohne Sex ist es nicht. Das ist allerdings eine Position, die unter den Autoritäten der jüdischen Gemeinde umstritten ist.

Als orthodoxe Jüdin ist Dvori gehalten, einen nichtjüdischen Spender zu nehmen.

die 75 Dollar pro Spende; die Kundin zahlt 400 bis 500 Dollar. In der Vergangenheit wurden Samenspenden vor allem von Paaren in Anspruch genommen, deren Anliegen es war, die Unfruchtbarkeit des Mannes geheimzuhalten. Bei Alleinstehenden und Lesben geht das nicht. Hinzu kommt, dass Studien über Adoptivkinder gezeigt haben, wie wichtig die Kenntnis des eigenen Ursprungs für die psychosoziale Entwicklung eines Menschen ist.

Eine neue EU-Richtlinie zu Zell- und Gewebespenden trägt dem Rechnung, indem sie vorschreibt, Spenderunterlagen 30 Jahre aufzubewahren. In vielen Ländern ist die anonyme Samenspende bereits verboten – in der Schweiz seit 2001, in England seit 2005. In beiden Ländern herrscht seitdem «Sperma-Notstand», so dass die Reproduktionskliniken Samen aus den USA importieren. Doch auch die unterliegen der Meldepflicht.

Dass Anonymität im 21. Jahrhundert ohnehin nicht mehr zu gewährleisten ist, hat 2005 ein 15-Jähriger bewiesen, als er mit Hilfe einer DNA-Probe und einer genetischen Datenbank im Internet seinen Vater aufspürte. Der Junge hatte einen Abstrich aus seiner Mundhöhle an Family Tree DNA geschickt, eine private Registratur von 45 000 DNA-Proben, um herauszufinden, ob sein Y-Chromosom, das von Vater zu Sohn weitergegeben wird, mit einem Registrierten identisch sei. Er fand zwei Männer, deren Y-Chromosomen seinem sehr ähnlich waren. Der Teenager ging nun auf OmniTrace.com und gab Geburtsdatum und Geburtsort seines Samenspenders ein (die seine Mutter von der Samenbank erhalten hatte), um alle Namen zu kaufen, die an dem Tag an dem Ort geboren worden waren. Und siehe da: Ein Mann trug den gleichen Nachnamen wie einer der zwei aus dem DNA-Register. Bingo.

liche Krankenkasse bezahlt jede erforderliche Behandlung. «Nach dem Holocaust wollen die Juden so viele Kinder wie möglich», sagt Dvori. Doch die Spender werden vom Arzt ausgesucht und bleiben grundsätzlich anonym, die Frau darf lediglich Wünsche zu Haar-, Augenfarbe und Grösse äussern. Als orthodoxe Jüdin ist Dvori gehalten, einen nichtjüdischen Spender zu nehmen, denn als Nichtjude ist der Vater einfach nicht existent, was weniger Probleme bereitet als ein anonym jüdischer Vater. Der nämlich müsste aufgefunden werden, wenn Avichai, Bezalel oder Naama eines Tages heiraten wollen. Dvori suchte also einen nichtjüdischen Ja-Spender, der – das war ihr besonders wichtig – keine deutschen Vorfahren hat.

Sie wusste von den Ja-Spendern in den USA und überzeugte ihren ersten Arzt, von dort Samen zu beschaffen, worauf die Gesundheitsbehörde drohte, ihm die Lizenz zu entziehen. Das konnte Dvori nicht entmutigen. Sie suchte sich einen neuen Arzt, beschaffte sich eine Importlizenz für ihre Ja-Spende, klapperte zu diesem Zweck jede beteiligte Behörde ab, verliess nie den Raum, bevor die nötigen Formulare ausgefüllt waren.

Der Kinderwunsch scheint ungeheure Kräfte freizusetzen. Die Single Mothers by Choice sind Grossmeisterinnen des Multitaskings. Ihr Tagwerk ist ein Kraftakt. Dvori arbeitet als Informatikerin in anspruchsvoller Position. Zwei Jahre nach der Geburt von Avichai bekam sie die Zwillinge. Das kleine Mädchen Naama war von Geburt an auf einem Auge blind, es bedurfte vieler Untersuchungen und Krankenhausaufenthalte. Nebenbei musste Dvori ein Kleinkind und einen Säugling versorgen, ihren Job und den Haushalt bewältigen. Dennoch zögerte sie, als von der anderen Seite des Atlantiks die Anfrage kam, ob sie ihre restlichen Gläschen Sperma freigeben wolle; ein Jahr brauchte sie, um sich dazu durchzurufen.

«Für meine Eltern war die Entscheidung schlimm», sagt Dvori. Zwei Wochen lang gab es viele Tränen, die Brüder wurden geschickt, um Dvori von ihrem Plan abzubringen, alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt, um doch noch einen Ehemann für die Tochter aufzutreiben. Doch Dvori hatte sich entschieden, auch sie ist eine Single Mother by Choice. Und als sich acht Tage nach Avichais Geburt Freunde und Familie zu Brit Mila, der Beschneidung, versammelten und die Eltern sahen, wie glücklich Dvori war und dass ihre Freunde und Glaubensbrüder von der Synagoge sie keineswegs ablehnten, waren auch sie versöhnt.

Was die anderen denken könnten, ob die Kinder in der Schule gehänselt würden – das war auch die grösste Sorge von Karen und Lisa. Die beiden Frauen sind ein Paar, seit sie sich vor 13 Jahren begegnet sind. Heute leben sie mit ihren Zwillingen Aidan und Luca in einem Vorort von Boulder, einer Universitätsstadt. «Hier ist es so liberal, wie es in den USA nur sein kann», sagt Lisa, aber nur anderthalb Stunden entfernt, in Colorado Springs, sei die Hochburg der fundamentalen Christen, die Lesben für Ausgeburten des Teufels hielten. Manchmal macht ihnen das Angst. Lisa und Karen haben sich für Boulder entschieden, weil sich hier auch Lisa, die keine biologische Verbindung zu den Jungs hat, als Mutter in die Geburtsurkunden eintragen lassen konnte. Welch immense Bedeutung das tatsächlich für sie haben würde, ahnten die beiden damals nicht.



Jerusalem: Dvori (44) mit Bezael, Naama (beide 5), Avichai (8).



Texas: Lisa (53) und Karen (41) mit Aidan und Luca (beide 6).



New Jersey: Julia (42) und Amelia (6).



New Jersey: Anne-Marie (44) mit Pierre (4) und Henri (2).

Ihre Zwillinge kamen krank zur Welt. Aidan hat einen Herzfehler, musste sich mit dreieinhalb Monaten einer lebensgefährlichen Operation unterziehen, bei der er eine Hirnblutung erlitt, die nachhaltige Schäden verursacht hat. Luca entwickelte sich zunächst normal, bis er im Alter von zwei Jahren plötzlich sein Besteck

Julia ist inzwischen von Manhattan aufs Land nach New Jersey gezogen. Sie hat mit ihren Eltern ein Doppelhaus gekauft, weil sie die Hausaufgabenaufsicht für Amelia nicht einer vietnamesischen Nanny anvertrauen möchte. Den Wunsch nach einem zweiten Kind hat sie aufgegeben; nach der Tortur von

Ungewollte Kinderlosigkeit, sagen Experten, führt vor allem Frauen oft in eine existentielle Krise. Zu biblischen Zeiten galt Unfruchtbarkeit als eine der härtesten Strafen, die Gott für Männer und Frauen vorgesehen hatte; in vielen Kulturen ist sie ein Scheidungsgrund. Die eigene Spezies nicht erhalten zu können, rührt an Archaisches und wird auch von unfruchtbaren Männern als Demütigung empfunden. Krankenkassen erkennen ungewollte Kinderlosigkeit bei Paaren als etwas Therapiebedürftiges an und finanzieren die Behandlung zumindest in gewissem Umfang. Alleinstehende Frauen und Lesben hingegen sind davon ausgenommen, was viele als doppelte Strafe empfinden.

«Natürlich hätte ich mir gewünscht, einen Kameraden zu finden», sagt Anne-Marie, «und ich wünsche es mir immer noch.» Julia fügt hinzu: «Ich sage nicht, dass unser Weg optimal ist, aber mein Kind ist gewollt, geliebt und bestens versorgt. Und es hat ein friedliches Zuhause.» Tatsächlich zeigt eine erste Studie, dass die Kinder der Single Mothers weniger Probleme in der Pubertät haben als Scheidungskinder. Doch die Vater-Frage wird sie natürlich ein Leben lang begleiten. «Mir ist vor kurzem aufgefallen, dass ich Amelia einmal erklären muss, wie Babies eigentlich normalerweise entstehen», sagt Julia. Sie tat es, und die Sechsjährige antwortete empört: «Das kann ja wohl nicht wahr sein.»

Alles, was es über 5010 zu wissen gibt, findet sich für seine Kinder auf einem 15-seitigen Fragebogen. Bei Amelia liegt er in einem blauen Ordner im Wohnzimmerregal, abgeheftet unter «New England Cryogenic Center». Irgendwann 1997 oder 1998 hat 5010 ihn ausgefüllt: Geboren 1970, braune Augen, glattes blondes Haar, 1,86 Meter gross, 77 Kilo schwer, Student der Geschichte auf Lehramt. Vater: Doktor, Professor und publizierter Autor. Mutter: Doktorin, Professorin und publizierte Autorin. Beide französischer Abstammung. Bruder und Schwester: Hochschulabschluss im Medienbereich.

«Mir ist vor kurzem aufgefallen, dass ich Amelia einmal erklären muss, wie Babies eigentlich normalerweise entstehen», sagt Julia.

nicht mehr halten konnte, kaum noch sprach; die Ursachen sind unklar. Aidan wird bis heute künstlich ernährt, beide Kinder besuchen diverse Therapien, um Feinmotorik, Sprache und Bewegung zu erlernen. Stünde Lisa nicht im Geburtsregister, würde ihre Krankenkasse – und sie hat als Verdienerin die bessere – die Kosten für die Kinder nicht übernehmen.

«Die Krankheiten haben alles andere in den Hintergrund gestellt», sagt Karen. «Von anderen Schulkindern gehänselt zu werden, erscheint uns heute als ein grossartiges Problem.» Das Paar lebt die klassische Rollenverteilung: Lisa arbeitet als Juristin in der Raumfahrtindustrie, Karen kümmert sich rund um die Uhr um die Jungs, bereitet ihre spezielle Kost, fährt sie zu den Therapien. «Das war so nicht geplant», sagt Karen, «aber nun tun wir, was zu tun ist.»

Die Jungs wurden auf eine ganze Batterie genetischer Marker hin untersucht, aber es gibt keine Hinweise, dass ihre Krankheiten vererbt sind. «Es würde auch keinen Unterschied machen», sagt Karen, «die Frage, ob wir den falschen Spender ausgesucht haben oder ob ich als Mutter schuld bin, führt nirgendwo hin.»

sieben IVF-Versuchen (künstlicher Befruchtung im Reagenzglas) und zwei Fehlgeburten hat sie beschlossen, zufrieden zu sein mit dem, was sie hat.

Ganz in ihrer Nähe wohnt Anne-Marie mit ihren Söhnen Pierre und Henri, auch sie ist eine Single Mother by Choice. Pierre ist auch von 5010, Henri leider nicht, Anne-Marie konnte keinen Samen mehr von 5010 auftreiben. Manchmal sorgt sie sich, dass der Spender eines Sohnes sich zugänglicher zeigen werde als der andere. Zumal Pierre schon heute eine ganze Halbgeschwister-Gemeinde hat, während bei Henri erst eine Halbschwester aufgetaucht ist. Julia und Anne-Marie sehen sich häufig, sie haben ein Verhältnis zueinander wie «Schwägerinnen, die sich mögen», und Amelia bezeichnet Pierre als ihren Bruder.

Von aussen gleichen ihre schönen weissen Einfamilienhäuser all den anderen in der Stadt; mit Schaukel im Garten. Und je mehr Zeit vergeht, desto mehr scheinen sie den anderen auch tatsächlich zu gleichen. «Als Pierre ein Baby war, fragten mich die Leute ständig: Und wo ist der Papa? Heute ist Pierre fünf, und niemand fragt mehr. Vermutlich, weil es oft vorkommt, dass die Beziehung der Eltern in dem Alter längst zerbrochen ist.» Die Entscheidung, es allein zu tun, sei ihr nicht leicht gefallen, sagt Anne-Marie, nächtelang habe sie wach gelegen, «aber wenn ich 50 geworden wäre und kein Kind gehabt hätte, wäre das für mein Leben die grösste Katastrophe gewesen».



«Wo ist mein Daddy?», fragte Amelia im Alter von zwei Jahren.

Sämtliche Fragen nach Erbkrankheiten in der Familie hat 5010 mit Nein beantwortet, Kurzsichtigkeit mit Ja und die bizarre Frage «Tragen Sie jockeyartige Unterwäsche?» wiederum mit Nein. (Jockeyartige Unterhosen hemmen die Spermienbildung.) Ausserdem sei er gut in Mathematik und Sport. «Ich mag Basketball, Tennis, Karate, Schreiben, Gemeindegarbeit, Bücher sowie diverse Formen intellektueller Aktivität.» Er sei ein freundlicher, offener, umgänglicher Mensch. Auf der letzten Seite seines Profils, gewissermassen als Gruss, hat 5010 handschriftlich notiert: «Ich hoffe, dass ich Männern mit Fortpflanzungsproblemen dienlich sein kann.» Dass er auch Frauen mit dem gravierenden Fortpflanzungsproblem, keinen Mann zu haben, dienlich sein würde, ist ihm offensichtlich nicht in den Sinn gekommen.

Doch eines nicht so fernen Tages, wenn sein erstes Spenderkind volljährig wird – vermutlich Avichai –, wird 5010 es erfahren. Er wird den Telefonhörer abnehmen, und ein junger Mann wird sagen: «Hi, ich bin dein Sohn. Und übrigens, da sind noch zehn andere Kinder.» Mindestens.

Der Zürcher Journalistenpreis 2008

Kategorie Nachwuchs

wird

Daniel Ryser

für sein Interview

Die Schönheit, die Poesie

erschienen in der WOZ Die Wochenzeitung vom 3. Mai 2007

verliehen.

Zürich, 22. Mai 2008

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühleemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Daniel Ryser

Daniel Ryser wurde am 1. November 1979 in Chur geboren. Aufgewachsen im thurgauischen Steckborn, hat er in Kreuzlingen als Zigarrenverkäufer gearbeitet, bis er im Jahre 2001 als Praktikant und Redaktor des «Mittelthurgauer Tagblatts» seine journalistische Tätigkeit begonnen hat (in Kreuzlingen und in Weinfelden, mit freundlicher Unterstützung durch Brigitta Hochuli). Er hat in Luzern mehr schlecht als recht den «Diplomkurs Journalismus» des Schweizerischen Medienausbildungszentrums (MAZ) absolviert und daneben – viel lieber – zahlreiche Texte geschrieben. Dies tat er von 2002 bis 2005 als Redaktor der Stadtreaktion des «St.Galler Tagblatts» (mit freundlicher Unterstützung durch Gottlieb F. Höpli und Andreas Fagetti) und, seit dem 1. November 2005 bis heute, als Reporter und Redaktor der «Wochenzeitung» (WOZ) in Zürich.

Im zweiten Leben war Daniel Ryser 2002 Vize-Europameister der Slam-Poetry und trat in Hamburg mit der amerikanischen Punk-Legende Henry Rollins auf. Als Musiker hat er mit seiner Zwei-Mann-Band Göldin&Bit-tuner fünf mehr oder weniger kaum beachtete CDs veröffentlicht und 2007 im Appenzeller Verlag das in der Ostschweiz wiederum sehr beachtete und innerhalb weniger Wochen ausverkaufte Buch «Espanmoos – Fussball und Fankultur» in einer Auflage von 2500 Exemplaren herausgegeben. Ryser schreibt Sport-Texte für ZDF-Online und hat für den Schweizer Rapper Greis das Drehbuch zu einem Video-Clip verfasst. Daniel Ryser lebt im Kreis 4 in Zürich.

Laudatio für das Interview

Die Schönheit, die Poesie von Daniel Ryser
erschieden in der *WOZ Die Wochenzeitung*,
3. Mai 2007

Diese Auszeichnung gilt einem Interview. Einem Interview? Der Laie mag denken, es sei dies wohl das einfachste journalistische Genre. Und vielleicht mögen auch junge Journalistinnen und Journalisten noch der Meinung sein, mit einem Interview sei einer Person mit mässigem Aufwand ordentlich auf die Spur zu kommen. Weit gefehlt! Das gute Interview ist eine hohe Kunst, das geschriebene ganz besonders. Es fordert den Schreibenden mehrfach und zwar unerbittlich. Die unmittelbare Konfrontation mit der zu befragenden Person entscheidet über alles. Die halbe Stunde, die Stunde, die man hat, sich dem Gegenüber und seinem Fach zu nähern, legt den narrativen Fundus, aus dem dann eine gültige Geschichte entstehen kann – oder eben nicht. Schonungslos erweist sich ein paar Stunden später, beim Abhören der Aufzeichnungen, ob man seine Chance auch wirklich gepackt hat. Und dann folgt noch die gestaltende Schreibe, die endgültig offen legt, was man journalistisch aus der Begegnung gewonnen hat. «Die Schönheit, die Poesie» – so lautet der Titel des Interviews von Daniel Ryser mit Ivan Ergic, dem Captain des FC Basel. Vielleicht ist Ergic ein Glücksfall, natürlich ist er ein Glücksfall. Da spricht ein Spitzenspieler über Theodor W. Adorno und Karl Marx, formuliert mit der Gelassenheit und Präzision eines Mittelfeldspielers seine Kapitalismuskritik. «Marx hat gesehen, dass Geld die Welt zerstört. Es zerstört auch den Fussball.» Derlei könnte in einem schlechten Interview zur puren Skurrilität verkommen, tut es im Gespräch von Daniel Ryser aber nicht, ganz im Gegenteil. Feinsinnig hat es Ryser geschafft, eine Krise in der Karriere des serbisch-australi-

schen Doppelbürgers Ergic zum Ausgangspunkt seines Porträts zu machen, das uns, dem Rhythmus eines gelungenen Ballspiels vergleichbar, mit Tempowechseln, langen und kurzen Zuspielen, mit Innehalten und Vorwärtsdrängen facettenreich durch die Vita einer ungewöhnlichen Sportlerpersönlichkeit geleitet. Den sportlichen Geist, den Ivan Ergic auf so ungewöhnliche Weise zu leben scheint, hat sich der Autor in seiner Annäherung auch selbst zu eigen gemacht. Eine wohltuende Leichtigkeit weht durch das Interview. Ryser verpasst aber kein Zuspiel, sticht mit Genauigkeit in die Tiefe, wo sie thematisch sein muss. Und lässt dazwischen durchaus der heiteren Causerie auch etwas freien Lauf. Das ist schlicht, aber sehr ergreifend ein Meisterstück von Interview. Wofür wir Daniel Ryser in der Kategorie Nachwuchs den Zürcher Journalistenpreis 2008 verleihen.

Marco Meier

Die Schönheit, die Poesie

FUSSBALL – Er führte den FC Basel mit Hilfe von Theodor W. Adorno und Karl Marx aus der sportlichen Krise und besiegte eine schwere Depression. Ein Gespräch mit dem FCB-Captain Ivan Ergic.

Von Daniel Ryser

WOZ: Ihre Karriere ist geprägt von einem Bruch. Sie waren in der Saison 2002/03 kurz davor, die grosse internationale Bühne zu betreten – ein Wechsel zu Juventus Turin. Stattdessen folgte ein Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik ...

Ivan Ergic: Wir spielten mit dem FC Basel in der Champions League. Ich war in Hochform, ich dirigierte, ich schoss Tore. Juventus Turin, der mich an den FC Basel ausgeliehen hatte, wollte mich zurück. Dann verletzte ich mich. Ich musste mich operieren lassen. Der Druck war gross. Ich war jung. Ich hatte private Probleme. Ich litt plötzlich an Pfeifferschem Drüsenfieber. Ich konnte vor Schmerzen kaum laufen. Dann kamen die Depressionen.

Wie kamen Sie da wieder raus?

Ich meldete mich in der Klinik und wurde im Sommer 2004 vier Monate stationär behandelt. Ich hatte zuvor lange gelitten, ich hatte Schmerzen. Ich rannte zu jedem Arzt. Niemand konnte mir helfen. Ich dachte, die Schmerzen seien physisch bedingt. Ich wusste nicht, dass sich mentale Beschwerden auch auf den Körper auswirken können. Ich war am Tiefpunkt.

Weg vom glitzernden Stadion in eine abgeschottete Klinik ...

Der geschützte Rahmen tat mir sehr gut, er rettete mich. Es war ein spannendes Umfeld. Ich war inmitten sehr sensibler, aber auch kreativer Menschen, da waren Bankmanager, Studenten, Bauarbeiter. Bevor ich die Klinik aufsuchte, dachte ich, wenn du dort reingehst, wird alles nur noch schlimmer. Dann hört das nie auf. Dem war nicht so, im Gegenteil. Die Therapie hat mich geheilt.

Wie haben Ihre Mitspieler reagiert?

Kaum. Es ist die allgemeine Meinung, dass dies einem Sportler nicht passieren kann. Ich wollte dann dieses Tabu brechen und ging offensiv mit meiner Krankheit um. Man ist ja kein Aussätziger, weil man depressiv ist. Das kann jedem passieren. Ich verüble es meinen Mannschaftskollegen nicht, dass sie zurückhaltend waren. Ich verstehe ihre Unsicherheit. Ich hätte wohl ähnlich reagiert.

Und der Trainer?

Christian Gross sagte: Wir geben Ivan so viel Zeit, wie er braucht, um wieder fit zu werden. Er hielt zu mir. Der FC Basel hielt zu mir. Sie verlängerten meinen Vertrag.

Zwei Jahre nach Ihrer Krise machte Sie Christian Gross zum Captain.

Ich hatte mir damals die Frage gestellt: Will ich zurück? Bin ich bereit für dieses harte Geschäft? Nach dem Abgang von Pascal Zuberbühler und der schweren Niederlage im letzten Meisterschaftsspiel gegen den FC Zürich im Mai 2006 übernahm ich die Binde. Heute steht der FC Basel im Cupfinal. Und wir können wieder Meister werden. Ich habe auf verschiedenen Ebenen schwierige Zeiten gemeistert.

Als man Sie holte, hiess es: Ergic ist einer der ganz Grossen. Ist es für Sie befriedigend, in Basel zu arbeiten?

Ich kenne viele Spieler in grossen Vereinen. Ich machte selbst Erfahrungen bei Juventus Turin. Ich sah, wie es laufen kann. Ich bin froh, bei einem Verein wie Basel zu sein, wo eine gewisse Übersicht herrscht. Juventus wurde wegen Korruption in die zweithöchste Liga relegiert. Mich hat das nicht überrascht. Man konnte es sehen. Ich möchte nicht ausschliessen, dass jene dreckige Seite des Fussballs damals zu meiner Krankheit beigetragen hat. Ich hatte direkten Kontakt mit Leuten, die heute im Gefängnis sitzen. Fussball ist ein knallhartes Geschäft. Ich war naiv. Ich erkannte es, aber ich habe es nie akzeptiert.

Sondern?

Ein faires Spiel ist mir wichtiger als der Erfolg. Das ist mein persönlicher revolutionärer Gedanke, mit dem ich nicht brechen möchte.



Bild: Ursula Häne

Ivan Ergic

Aggressivität wird von Trainern geradezu gefordert.

Das ist ein Trick, den fast jeder Trainer kennt und dem sich nur wenige Spieler entziehen können: Trainer üben bewusst Druck aus, kitzeln im Training die Aggressivität, und dann stehen die Spieler auf dem Platz, kurz davor zu explodieren. Vieles davon passiert unbewusst. Das schadet dem Spiel.

Was wäre die Alternative?

Es gibt viele andere Möglichkeiten, einen Spieler zu motivieren. Ich bewundere faire, kreative Spieler, zum Beispiel Messi, den jungen Argentinier.

Sie erinnern mich ein wenig an Gary Lineker, den englischen Nationalspieler aus den achtziger Jahren.

Lineker? Er war einer der ganz Grossen. Er war ein sehr fairer Spieler. Er bekam in seiner langen Karriere keine einzige Spielsperre. Ich bewundere das, auch wenn ich dafür belächelt werde.

Belächelt?

Die Leute sagen: Als Captain musst du aggressiv sein, du musst ab und zu auch mal einen Gegner umhauen, mit gutem, aggressivem Beispiel vorangehen. Ich will mit einem anderen Beispiel vorangehen. Ich bin stolz darauf, dass ich in der laufenden Saison noch keine gelbe Karte erhalten habe. Das hat nichts damit zu tun, ob ich kämpfe oder nicht. Ich gebe alles für meine Mannschaft. Doch mir ist der Fairplaygedanke sehr wichtig. Fairplay ist heute bloss noch ein abstrakter Begriff der Fifa, ein schönes Wort. Es wird nicht geschätzt, wenn man fair spielt. Ich bin gegen absichtliche Fouls, auch wenn ich vielleicht naiv wirke. Denn was mich an der Aggressivität stört: Es ist ein Ausdruck davon, dass es im Fussball um sehr viel Geld geht.

Das ist schon fast eine Kapitalismuskritik.

Das ist eine Kapitalismuskritik. Ich muss hier anfügen, dass einer meiner wichtigsten Inspirationen Karl Marx ist.

Karl Marx?

Das kommt nicht von ungefähr. Mein Vater war früher in der Sozialistischen Partei. Er war ein orthodoxer Marxist. Er hat nicht alles geschätzt am System, er hat mich erzogen, Mensch zu sein. Durch meinen Vater also kam ich zu Karl Marx. Und Marx sah schon vor 150 Jahren die Widersprüche des Kapitalismus, er hat eingesehen, dass Geld die Welt zerstört. Und es zerstört auch den Fussball. Ich möchte kein konformistischer Fussballer sein.

Sie müssen den FC Basel zum erfolgreichsten Klub machen.

Das ist so. Ich versuche dies aber auf meine Art. Ich will ein Vorbild sein, kein Mittel zum Zweck. Meine Inspiration ist die Frankfurter Schule, es sind dies Adorno, Horkheimer, Sartre. Ihre inspirierenden, marxistischen Schriften haben mir die Kraft gegeben, meinen Willen durchzusetzen, daran festzuhalten, dass Prinzipien wichtiger sind als Erfolg. Marx hat geschrieben, dass der Kapitalismus so viele Widersprüche birgt, dass das Wesen des Menschen verschwindet, dass eine völlige Entfremdung stattfindet. Und er hat recht.

Auf den Fussball bezogen müsste das heissen: Wir stürmen nach vorne!

Gerade dem FC Basel passiert das oft, dass die Gegner mauern, uns mit völligem Sicherheitsfussball entgegentreten. Deswegen gefällt mir Messi, auch Ronaldinho, deswegen gefiel mir Zidane: Sie stehen ein für offensiven Fussball. Es ist jene Art von Fussball, die die Fans geniessen können. Heute ist es allerdings bereits im Juniorenbereich so, dass den Spielern eingerichtet wird, funktional zu sein, nicht aber kreativ. Es wird wenig in die Technik investiert, dafür viel in Taktik und Kraft. Es fehlt dann an Material und Wissen, schönen Fussball zu spielen.

Cesar Luis Menotti, jener Fussballtrainer, der die argentinische Nationalelf um Mario Kempes mit spektakulärem Fussball 1978 zum Weltmeistertitel führte, nannte seinen Offensivfussball «linken Fussball». Jenen seiner italienischen und deutschen Kollegen nannte er «rechten Fussball», einen, der um des Erfolgs willen auf Destruktivität setzt.

Menottis Links-rechts-Theorie ist mir zu geometrisch. Doch es ist ein sehr schönes Bild. Und tatsächlich steht Menotti für schönen Fussball. Die meisten Spieler heute kennen Menotti jedoch nicht mehr. In den Sportzeitungen liest man seinen Namen nicht. Es geht um Resultate, nicht um Ästhetik. Menotti hat meinen Fussball beeinflusst. Ich bewundere ihn.

Sie würden einen wunderbaren Trainer abgeben.

Ich sehe meine Zukunft nicht im Fussball. Es ist nicht das, was ich mir als Kind vorgestellt habe.

Was haben Sie sich vorgestellt?

Das Spiel an sich, die Schönheit, die Poesie. Heute überwiegt das Geschäft, man muss nicht kreativ sein, man muss in erster Linie hart und abgebrüht sein. Und so bin ich nicht.

Noch sind Sie Fussballer. Der FC Basel steht nach einer katastrophalen Hinrunde, nach einer tiefen Krise nun trotzdem im Cupfinal und hat den Rückstand auf den Tabellenführer FC Zürich massiv verkürzt. Gewinnen Sie gar beides, den Cup und die Meisterschaft?

Wir wollen und müssen gegen den FC Luzern den Cup holen. Unsere Leistung in der Meisterschaft ist ein Versprechen, dass es knapp wird. Wir wollen Zürich abfangen. Es wäre für uns eine Katharsis.

Eine Katharsis für die verspielte Meisterschaft?

Für die Krawalle vom 13. Mai 2006 im St.-Jakob-Park, als Basler Fans das Feld stürmten, nachdem der FC Zürich mit einem Tor in letzter Sekunde die Meisterschaft für sich entschieden hatte?

Für beides. Wir waren am Tiefpunkt. Wenn du so abgeschossen wirst und aus Kritik Prügel werden, brauchst du Zeit, um zu reagieren. Wir mussten nach der verlorenen Meisterschaft und den Ausschreitungen erst einmal wieder zu uns finden. Die Hinrunde verlief sportlich nicht gut. In der Winterpause haben wir die sportliche und personelle Situation analysiert, das Befinden: Was läuft sportlich falsch? Seither haben wir kein Spiel mehr verloren. Wir mussten aber auch in einem anderen Bereich aus der Krise finden: Wie würden Fans und Verein nach den Ausschreitungen wieder zusammenfinden? Wir veranstalteten eine Podiumsdiskussion, hielten Sitzungen ab, suchten den Dialog. Der Verein, die Spieler, die Fans haben dadurch Nähe geschaffen, haben sich um einen direkten Kontakt bemüht. Das Verhältnis ist momentan extrem gut.

Im Merian-Verlag erscheint im Mai das Buch «Basler Choreo». Es ist eine Hommage an die Basler Fankultur. Sie haben das Vorwort geschrieben. War das auch Teil einer Annäherung?

Ich hatte schon vor dem 13. Mai einen engen Kontakt zu den Fans. Ich wollte mit dem Vorwort den Fans etwas zurückgeben, namentlich jenen Fans in der Muttenzer Kurve. Sie sind unersetzbar. Sie sind unser zwölfter Mann. Es ist ein bisschen wie Embryologie: Zuerst war der Fussball, dann die Zuschauer, die Fans; erst dann kam der institutionelle Anbau. Das Spiel, die Fans, diese Verbindung gilt es zu behaupten, es ist die Essenz des Spiels.

Ivan Ergic

Der serbisch-australische Doppelbürger wurde in Sibenik, im heutigen Kroatien, geboren. Als er zehn Jahre alt war, brach der Krieg aus und seine Eltern flüchteten mit ihm nach Serbien, von dort wanderten sie, als Ivan vierzehn Jahre alt war, nach Australien aus. Mit achtzehn erhielt er einen Profivertrag beim australischen Verein Perth Glory. Im Jahr 2000 wechselte er zu Juventus Turin und wurde an den FC Basel ausgeliehen. Dort spielt er bis heute.

Captain Ivan Ergic, 26, ist der dienstälteste Spieler des FCB. Er gilt als einer der talentiertesten Mittelfeldspieler Europas. 2006 stand er im Aufgebot der serbisch-montenegrinischen Nationalmannschaft für die WM in Deutschland. Zurzeit bestreitet er mit der serbischen Nationalmannschaft die Qualifikation für die Euro 08.

Ehrentafel der bisherigen Preisträgerinnen und Preisträger

1981	Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche	1992	Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser, (Swissairpreis)	2002	Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann
1982	Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler	1993	Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)	2003	Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag/Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli
1983	Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier	1994	Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissairpreis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)	2004	NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean-Martin Büttner
1984	Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler	1995	Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)	2005	Manfred Papst (Alltag/Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi
1985	Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel	1996	Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissairpreis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis	2006	Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag/Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler
1986	Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer	1997	Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)	2007	Karl Löönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi
1987	Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born	1998	Fredi Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissairpreis)	2008	Rainer Stadler (Gesamtwerk), Anja Jardine (Zeitschrift), Constantin Seibt (Zeitung), Daniel Ryser (Nachwuchs)
1988	Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart	1999	Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber Werner Lüdi (Swissairpreis)		
1989	Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer	2000	Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissairpreis)		
1990	Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi	2001	Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissairpreis)		
1991	Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad				

Tanzen für den Zürcher Journalistenpreis



Der Zürcher Presseball unterstützt den Zürcher Journalistenpreis seit vielen Jahren regelmässig mit einem namhaften Beitrag. Der traditionsreiche Wohltätigkeitsanlass heisst ab 2008 Schweizer Medienball & Zürcher Presseball. Zudem wird die Zusammenarbeit mit dem Zürcher Journalistenpreis intensiviert.



Der Zürcher Presseball ist wohl bekannt. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist das Wohlwollen der Medienschaffenden gegenüber «ihrem» Ball nicht selten etwas zurückhaltend. Was vielleicht weniger bekannt ist: Der Zürcher Presseball unterstützt den Zürcher Journalistenpreis seit vielen Jahren mit einem namhaften Beitrag.

Engere Kooperation

Die Stiftung Zürcher Journalistenpreis und der Zürcher Presseball haben beschlossen, ab 2008 intensiver zusammenzuarbeiten. Das macht Sinn. Denn einerseits haben beide Organisationen die gleichen Wurzeln, den Zürcher Presseverein, und andererseits verfolgen sie die gleichen Interessen: die Unterstützung und Förderung der Journalistinnen und Journalisten.

Journalistenpreis-Broschüre

Ein erstes Ergebnis der engeren Kooperation ist die vorliegende Broschüre. Gerade weil beide Organisationen finanziell nicht auf Rosen gebettet sind, ist es sinnvoll, Synergien zu nutzen und sich auszutauschen. Der Zürcher Presseball hat bei der Produktion der Broschüre beratend und vermittelnd mitgewirkt. Das Ergebnis ist ein attraktives und trotzdem kostengünstiges Medium zur würdigen Präsentation der Preisträger.



Lektüre am Ball

Die Broschüre des Journalistenpreises wird dieses Jahr auch am Ball aufliegen, der erstmals unter dem neuen Namen «Schweizer Medienball & Zürcher Presseball» im neu eröffneten Dolder Grand über die Bühne gehen wird. Dort wird während des Balls in der Bibliothek eigens ein Raum der Stille eingerichtet, der zum Lesen der Broschüre einlädt. Der Zürcher Presseball tritt unter neuem Namen auf, um die Veränderungen der Medienlandschaft auch in der Namensgebung des Events zum Ausdruck zu bringen.

Run auf Ballkarten

Die Ball-Fans in der Schweiz scheinen die Neuerungen zu schätzen. Im April 2008 sind die meisten Tickets bereits verkauft. Das freut uns. Denn es zeigt uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Und davon werden wiederum auch der Zürcher Journalistenpreis und die Journalistinnen und Journalisten profitieren.

www.medienball.ch

Daniel Frey und Dirtje Hüttmann organisieren zusammen mit dem Team von Frey Communications SA seit 2005 den Schweizer Medienball & Zürcher Presseball.

Spenderliste

Wir danken in erster Linie dem Gründer des Zürcher Journalistenpreises, dem Zürcher Presseverein (ZPV), für seine grosszügige Unterstützung, die es erlaubt, die Kosten für die Preisverleihung weitgehend abzudecken. Dieser Betrag stammt aus dem Erlös des vom ZPV ausgerichteten Schweizer Medienball & Zürcher Presseball, dessen Organisatorin, der Frey Communications SA, wir ebenfalls unseren Dank aussprechen möchten.

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

- Tamedia AG
- Orange Communications SA
- Neue Zürcher Zeitung
- Nobel Biocare
- Ringier AG
- UBS AG
- Schindler Management AG
- Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG
- Coop
- Credit Suisse
- Elektrizitätswerke des Kantons Zürich
- Rentenanstalt / Swiss Life
- Bank Vontobel AG
- Clariden Leu AG
- Hoffmann-La Roche
- IBM Schweiz
- Johann Jacob Rieter-Stiftung
- Migros-Genossenschafts-Bund
- Novartis International AG
- Syngenta International AG
- Verband Schweizer Presse
- Zürcher Kantonalbank
- Xanthippe Verlag
- Cablecom GmbH
- Charles Vögele
- CSS Versicherung
- Dr. Bjørn Johansson
- Emil Frey AG
- Schweizer Verband der Raiffeisenbanken
- Zürich Versicherungsgesellschaft
- Electrolux AG
- Victorinox AG

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
zjp@dplanet.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung
UBS AG
Postfach
8098 Zürich
Konto-Nr. 230-208.241.40J

Gestaltung

TGG Hafen Senn Stieger, St.Gallen

Druck

Zollikofer AG, St.Gallen

Beratung

Frey Communications SA (Organisatorin
Schweizer Medienball & Zürcher Presseball), Zürich

Die Stiftung Zürcher Journalistenpreis bedankt sich für die grosszügige Überlassung der Layout-Grundlage.

Adresse
Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
zjp@dplanet.ch
www.zh-journalistenpreis.ch